

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

25 (19.6.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 19. Juni 1938

Folge 25 / Jahrgang 1938



Elisabeth Blacha als „Agnes Bernauer“



Alfons Leitz als „Herzog Ernst“



Gerhard Ketschy als „Herzog Albrecht“



Der Einzug des Herzogs — Szene aus „Agnes Bernauer“ im Volksschauspiel Oetigheim Aufn.: Kühn, Bauer, Schmeiser (2)

Spiel im Freien

Von Reichskulturwalter Franz Moraller

Präsident des Reichsbundes der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele e. V.

Der Sommer steht vor der Tür. Und mit den von Tag zu Tag wärmer werdenden Sonnenstrahlen, mit dem immer machtvolleren Entfalten von Blüten und Blättern regt sich auch allenthalben neues Leben in unserer Freilichtspielbewegung. Längst sind die winterlichen Vorbereitungen dramaturgischer und organisatorischer Art abgeschlossen, schon läuft die nach außen hin sichtbare Propagandawelle unter der Parole „Reißt im fröhlichen Deutschland“ an, schon gaben werbende Plakate Kunde davon, daß bereits um Pfingsten eine große Anzahl von Freilichtbühnen ihre diesjährige Spielzeit eröffneten. Im Ablauf von wenigen Wochen werden Schlag auf Schlag auch die übrigen Spiele beginnen und allabendlich Hunderttausende in ihren Bann ziehen.

Im vergangenen Jahre konnte ich in meiner Eigenschaft als Präsident des Reichsbundes der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele mit Stolz auf die gewaltige Steigerung der Bühnen- und Besucherzahlen in den Jahren von 1933 bis 1936 hinweisen — diese Entwicklung ist dem Freilichtspiel auch 1937 in einem reichen Maße treugeblieben. Und das trotz unseres nicht gerade südlichen und stets sonnigen Klimas. Wie oft hat nicht das Wetter uns einen bösen Strich durch die Rechnung gemacht, besonders, wenn ich an den reichlich feuchtesten Sommer 1936 zurückdenke. Und dennoch, es ist weitergespielt, und zwar mit einem solchen Einsatz von Optimismus, mit einer solchen Hingabe, daß das Spiel unter freiem Himmel in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne zu einem Hauptträger unseres sommerlichen Kulturlebens geworden ist.

Es ergibt sich hier unwillkürlich die Frage wie es zu erklären ist, daß Jahr für Jahr weite Kreise des deutschen Volkes aus eigenem Antrieb den Aufführungen im Freien beiwohnen, ja, daß sogar viele Ausländer eigens zu diesen Spielen nach Deutschland kommen. Die beste und erschöpfendste Antwort auf diese Frage ist: Geh' auch Du hin zu einem Freilichtspiel, sei es nun in Joppot, hoch im Nordosten, oder sei es in Frankfurt am Main, vor dem weltberühmten Römer, oder sei es gar in Heidelberg, wo in dem stimmungsvollen zauberhaften Schloßhof gewissermaßen als Höhepunkt der Freilichtspiele die

Reichsfestspiele veranstaltet werden, dann wirst Du die Erklärung für den außergewöhnlichen Aufstieg des Spieles im Freien finden.

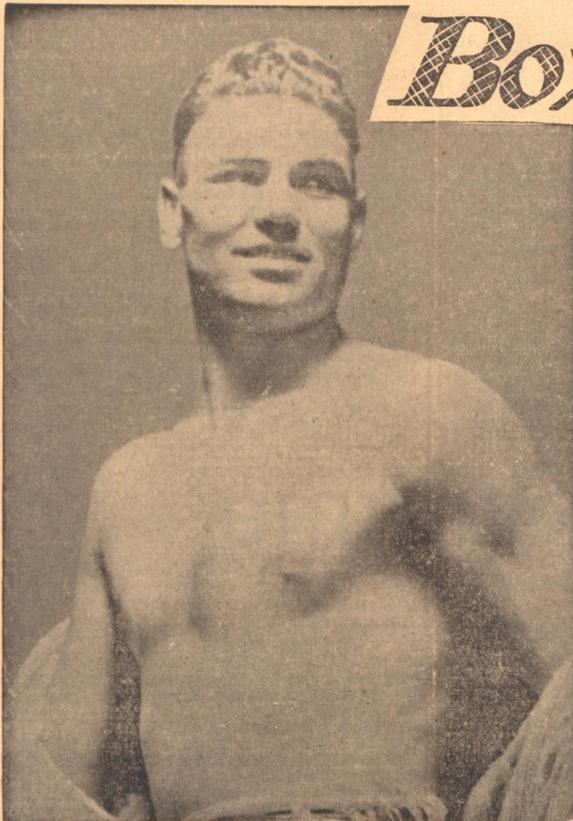
Durch die nationalsozialistische Bewegung ist der deutsche Mensch innerlich aufnahmebereiter geworden als in der vergangenen Zeit. Und diese Bereitschaft entscheidet, denn sie ist letztlich das Fundament und die treibende Kraft alles Werdenden — sie ist die Quelle, aus der all unser Schaffen gespeist wird. Unser deutsches Volk, in einem jähen und mit einem unerhörten Einsatz geführten Kampfe sich freimachend von den Wucherungen und dem Ballast einer Zeit, die nicht vom Wirklichen und Wesentlichen ausging, sondern in vielem vom Schein, und in abstrakten Regionen lebte, sehnt sich wieder nach dem Echten und Wahren, es will wieder im Tiefsten bewegt und erschüttert werden und auch wieder aus ganzem Herzen befreit lachen können, es will erleben, schlicht und einfach. Diese Sehnsucht aber und dieses Wollen wird in einem reichen Maße beim Spiel im Freien, beim Spiel in der Natur unter dem offenen Himmel, der sich weit von Tilsit bis Aachen und von Flensburg bis Graz über das Herz Europas, über unser herrliches Vaterland spannt, erfüllt. Geht es nicht einem jeden von uns so, daß er, sobald er die engen Mauern seiner Behausung verläßt, in der reinen und freien Luft, die unser aller Lebens-element ist, freier, fröhlicher und somit empfänglicher für Großes und Schönes wird? Draußen in der Natur, wo sich kein Falsches hält, wo kein Lug und Trug gedeiht, denn „die Sonne bringt es an den Tag“, da erklingen und wirken vor dem schlichten Hintergrund eines Waldes, vor den unvergänglichen Zeugen mittelalterlicher Architektur oder vor dem beredten Hintergrund alter Burgruinen die Werke unserer großen Dichter, seien es nun Werke ersten oder heiteren Wesens in einem beglückenden und ergreifenden Ausmaße. Dort draußen in der unbefestigten und allumfassenden Natur spüren wir alle, wie die ewigen Kraftquellen unseres Volkes sichtbar werden, Gestalt und Form gewinnen.

Aus dem Spiel unter freiem Himmel wächst sowohl für den Spieler als auch für den Zuschauer ein herrliches Gefühl heraus — das Gefühl der Freude. Und dieses positive Lebensgefühl, das uns das Freilichtspiel vermittelt, erklärt auch den außerordentlichen Aufstieg, den es in den letzten Jahren aufzuweisen hat.

Boxweltmeister wiederkamen die nicht

Von Jim Corbett zu Jack Dempsey
Der Fluch des „Never come back“

Eine Betrachtung zum kommenden Schmeling-Louis-Kampf von Fred Feez



Jack Dempsey

Der Typ des unvorderstehlichen „Fighters“ und Ko-Königs, Weltmeister im Schwergewicht von 1919 bis 1926, sechster Sohn eines kanadischen Holzfällers, armer Tramp und dann größter Kassenmagnet aller Zeiten, auf der Höhe seines Könnens und seines Ruhmes. Auffallend die Ähnlichkeit mit dem deutschen Weltmeister Max Schmeling. Dempsey ist heute Restaurateur in Newyork.

Die Geschichte der Boxweltmeisterschaften beginnt offiziell an einem Julitag des Jahres 1889, als in Richmond, einem mittelgroßen Städtchen des amerikanischen Staates Missouri ein gewisser John L. Sullivan nach 75 Minuten wilden Handgemenges seinen Gegner Jake Kilrain so zusammenschlug, daß dieser sich nicht mehr vom Boden erheben konnte. Nun gab es weit und breit keinen Boxer mehr, der mit Aussicht auf Erfolg gegen Mister Sullivan antreten konnte, U.S.A. und England erkannten ihn als Weltmeister an, und eine Weltkampftour durch mehrere europäische Länder gab ihm Gelegenheit, seine unerreichbare Stärke unter Beweis zu stellen. Sein Ruhm schien grenzenlos und er selbst unbeflegbar. Allein, während Herr Sullivan in Europa weilte und sich neben einbringlichen Kämpfen auch recht abwechslungsreiche Tage der Erholung verschaffte, begann in Kalifornien ein gewisser James Jim Corbett sich zu brüsten, ein noch weit besserer Boxer als Sullivan zu sein. Und wirklich ergrieff die Presse Kaliforniens und schließlich der ganzen U.S.A. für ihn Partei, Sullivan sah sich plötzlich nach dreijährigem fröhlichen Weltmeisterleben vor die Tatsache gestellt, daß man in aller Öffentlichkeit an seiner Unbesieglichkeit zu zweifeln begann. Er zog sich sehr geschickt aus der Affäre, indem er einen löblichen Aufruf erließ an alle Boxer der Welt, sich mit ihm zu messen, gegen einen löblichen Einlass natürlich und auf die Gefahr hin, von Mister Sullivans Fäusten totgeschlagen zu werden. Der einzige, der sich meldete, war eben Ja-

mes Jim Corbett. Am 7. September 1892 kam es in New Orleans zu dem großen Kampf, dessen Ausgang alle Welt in Stannen verfolgte. Der wuchtige Schläger Sullivan wurde von dem weit leichteren, technisch glänzenden Boxer Corbett derart zermürbt, daß er in der 21. Runde aufgeben mußte. Es war ein Triumph der Technik über die rohe Kraft, und noch heute gilt Jim Corbett als einer der größten Boxer aller Zeiten.

Er war aber auch nicht imstande, sich den einmal verlorenen Titel zurückzubolen. Eine lächerliche Unvorsichtigkeit hatte ihn 1897 den Titelkampf gegen den älteren und technisch weit unterlegenen Purtschmid Bob Fitzsimmons in der letzten Runde eines überlegen geführten 15-Runden-Kampfes verlieren lassen. Fitzsimmons war zwei Jahre später einen Kampf gegen Jeffries eingegangen und hatte auch die Revanche haushoch verloren. Ein Jahr später trat nun Corbett selbst gegen seinen einstigen Schüler Jeffries an, mußte sich aber ebenfalls dem Geis der langsam beginnenden Serie beugen: kein Schwergewichtsboxer wird zum zweiten Male Weltmeister! Noch ahnte damals der auf der Höhe seines Ruhmes stehende Jeffries nicht, daß auch ihm dieser Fluch einst zum Verhängnis werden sollte.

Der Kampf, in dem der 1904 ungeschlagen abgetretene Jeffries sich zum zweitenmal den „Goldenen Gürtel“, das Zeichen der höchsten Würde im internationalen Boxsport, holen wollte, ist als einer der dramatischsten für alle Zeiten in die Boxgeschichte eingegangen. Nie zuvor hatte Amerika, ja die ganze Welt, so leidenschaftlich Anteil an einem Boxkampf genommen wie an diesem Fight. Es war nicht mehr ein Zweikampf zweier Boxer, sondern es war eine gigantische Auseinandersetzung des weißen Amerikanertums mit den Negern. Zum erstenmal war nämlich ein Schwarzer Boxweltmeister aller Klassen geworden. Der Kanadier Tom Burns, der schwache Erbe des großen unbesiegt Jeffries, hatte sich durch eine für damalige Zeiten phantastische Gage von 6000 Pfund dazu verleiten lassen, in Sidney im Jahre 1908 gegen den riesigen Neger Jack Johnson anzutreten, obwohl er durch zahlreiche anstrengende Reisen und Gastspiele körperlich bei weitem nicht mehr auf der Höhe war. Johnsons Sieg war in U.S.A. das Signal zu einem tollen Aufruhr der Nigger in den Südstaaten gewesen, es hatte regelrechte Ueberfälle auf weiße Männer und Frauen und schwere Ausschreitungen der größten Wahnsinnig gewordenen Schwarzen gegeben, die die Bundespolizei nur mit Waffengewalt unterdrücken konnte. Im ganzen Land erhob sich ein Schrei der Entrüstung: Johnson mußte entthront werden! Unmöglich durfte länger ein Schwarzer den Goldenen Gürtel tragen. (Amerika war damals eben noch rassenbewußt!)

Seit Jahr und Tag lebte auf seiner Farm im Mittelwesten brav und bieder Mister Jim Jeffries, als der Ruf der Nation an sein erkanntes Ohr drang. Er schüttelte lächelnd den Kopf über diese unmögliche Zumutung, denn er hatte seit fünf Jahren seinen Ring mehr betreten und hatte sich inzwischen das stattliche Gewicht von rund zweieinhalb Zentnern zugelegt. Aber man ließ ihm keine Ruhe und endlich gelang es tatsächlich einem smarten Manager, einem gewissen Tex Rickard, den alten guten Jeff zu einem Titelkampf gegen den schwarzen Riesen Johnson

Wenn am kommenden Mittwoch im Newyorker Madison Square Garden der deutsche Meisterboxer Max Schmeling gegen den Neger Joe Louis im Kampf um die Boxweltmeisterschaft des Schwergewichts antritt, dann begleiten ihn die aufrichtigen Wünsche der ganzen großen deutschen Sportgemeinde und darüber hinaus sicher die Sympathien aller anständigen Sportsleute auf der ganzen Welt. Eines nur hat er gegen sich: das unheimliche, fast dämonisch wirkende Gesetz der Serie, den Fluch des „Never come back“. Noch niemals ist es einem ehemaligen Boxweltmeister aller Klassen gelungen, seinen Titel ein zweites Mal zu erobern.

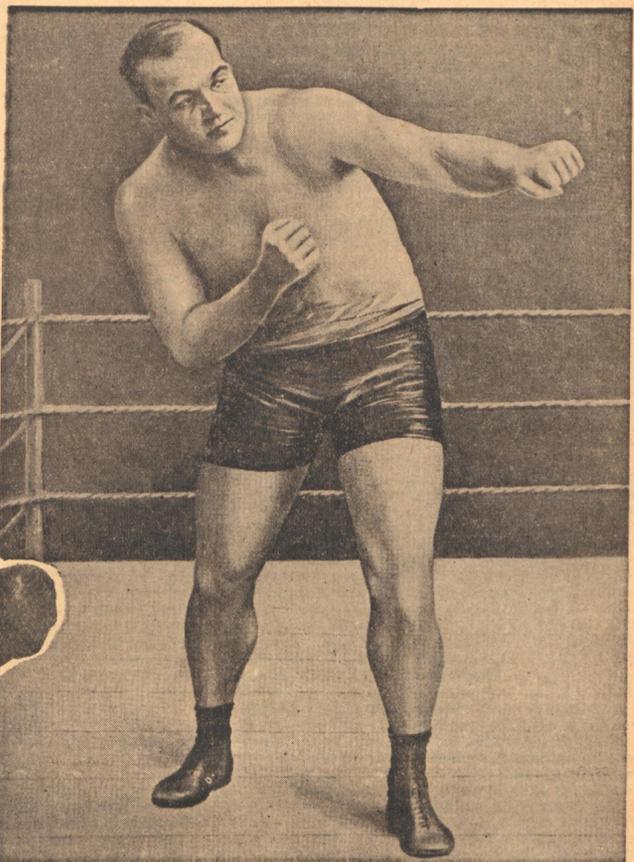


Jack Johnson der erste Neger, der sich den Weltmeistertitel im Schwergewicht holte. Lebt heute als Wanderprediger in U.S.A.

Aufnahmen: Schirner (2) Archiv (2)

zu bewegen. In Reno, dem berühmten Schmelingparadies, dem einzigen Staat der U.S.A., dessen Gesetze ein Match zwischen Schwarz und Weiß gestatteten, fand dieser Kampf statt, einer der heroischsten und traurigsten zugleich in der Geschichte der Boxweltmeisterschaften. Vierzehn Runden lang hand der durch übermäßiges Gewichtsmaden geschwächte, völlig untrainierte und viel zu langsam gewordene Altmeister im Ring und nahm die erbarmungslos auf ihn niederprasselnden Hiebe des riesigen Niggers entgegen. In der fünfzehnten Runde endlich, nach fünfmaligem Niederstolzen, warfen seine Sekundanten das Handtuch hin. Wieder hatte sich das unheilvolle Wort bewahrheitet: They never come back! Schwergewichtmeister kommen niemals wieder...

Johnsons geheimnisvolle Niederlage gegen den Kolof Jek Willard im Jahre 1915 und dessen ruhmloses Eingehen gegen William Harrison, genannt Jack Dempsey, leiteten über zu einer der glanzvollsten Epochen in der amerikanischen Sportgeschichte, zu den phantastischen Titelkämpfen unter der Regie



James J. Jeffries

gilt heute noch in Amerika als bestes Schwergewicht aller Zeiten. Schlug Corbett und Fitzsimmons und legte 1906 unbesiegt seinen Titel nieder. Lieferte Jahre später dem riesigen Neger Johnson eine dramatische Schlacht. Lebt heute auf seiner Farm als vielfacher Familienvater.

des Meistermanagers Tex Rickard, in denen Jack Dempsey so berühmte Boxer wie Louis Firpo, Georges Carpentier, Tom Gibbons und viele andere mehr zu Boden schlug und dafür Millionen guter Dollars einheimste. Eben diese Dollars aber wurden dem besten und populärsten Boxer aller Zeiten zum Verhängnis. Seine Ehe mit der damals vielgerühmten Filmhauptspielerin Ethel Taylor brachte ihm Eingang in Hollywood und verhalf ihm selbst auf die lockende Leinwand. Weltreisen und Märchenfeste in Miami Beach und Beverly Hills waren eine schlechte Vorbereitung auf den Titelkampf gegen den unterschätzten Gene Tunney, der am 23. September 1926 den großen „Man-Beater“ auspunktete. Die Revanche dieser beiden Schwergewichte brachte dann genau ein Jahr später jenen lagenhaften Einnahmeweltford von 26 Millionen Dollar, der niemals wieder erreicht wurde. Um ein Haar hätte damals Jack Dempsey gleichzeitig einen anderen Rekord aufgestellt: den, als erster seinen Weltmeistertitel wieder zurückzugewinnen zu haben. Aber das Schicksal war gegen ihn. In der siebenten Runde hat er seinen Gegner am Boden. Statt aber sofort, wie das Reglement es vorschreibt, in eine neutrale Ecke zu gehen, blieb er lauernd bei dem Niedergelagerten stehen. Erst nach vier fohbaren Sekunden wird er seinen Fehler inne, jetzt erst beginnt der Ringrichter zu zählen. Erst bei „Neun“ kommt Tunney wieder hoch, er war genau dreizehn Sekunden am Boden, also faktisch bereits „ausgeschält“. Vergeblich protestiert Dempsey, in den letzten drei Runden schwer ausgepunktet, gegen seine Niederlage. Nach dem Verlust seines behält seine Kraft: Kein Schwergewichtsweltmeister kommt wieder!

Auch die „Epoche der Epigonen“, wie man die Nach-Tunney-Zeit gern nennt, brachte verschiedene vergebliche Versuche eines Weltmeister-comeback. Max Schmeling selbst ist der erste, der den Fluch des Goldenen Gürtels verspürt. Nach dem Verlust seines durch Charleys Disqualifikation 1930 errungenen Titels verliert er im Juni 1933 ein Comeback, unterliegt aber durch technischen F.o. infolge schlechter körperlicher Disposition gegen den Kalifornier Max Baer. Aber auch dieser bleibt nicht allzu lange Meister. Er sowohl wie das italienische Riesenbaby Carnera unternehmen 1935 Versuche, ihre verlorenen Titel zum zweiten Male zu gewinnen. Beide scheitern an dem inzwischen in den Vordergrund getretenen Joe Louis.

Gegen diesen Joe Louis tritt nun Max Schmeling kommenden Mittwoch erneut an, nachdem er den Neger schon einmal klar geschlagen hat. Noch ist in aller Erinnerung, wie die Intrigen der amerikanischen Manager und ihrer Boxsportbehörden den Deutschen nach seinem Sieg über den „Braunen Bomber“ um den verdienten Titelfampf gegen James Braddock brachten. Jetzt endlich erhält Schmeling die langersehnte Chance. Er ist nicht mehr der Jüngste, aber die erstaunliche Fähigkeit und die außerordentlich spartanische Lebensweise unseres Meisterboxers lassen ihn in einer Form zu diesem Kampf antreten, wie sie bisher noch kein Schwergewichtmeister bei seinem Comeback-Verlust aufzuweisen hatte. Unterlegen wir nochmals kurz die bisherigen Ergebnisse: Fitzsimmons sowohl wie Corbett waren längst nicht mehr in Form als sie gegen den übermächtigen Jeffries antraten, ihre Niederlage hand schon vor Beginn des Kampfes fest. Jeffries selbst, bei seinem heldenhaften Kampf gegen den Neger Johnson, war ein völlig untrainierter, jahrelang dem Boxring ferngebliebener Mann. Jack Dempsey verlor seine Comeback-Schlacht gegen Tunney nur durch eine unangebrachte Umstellung in seinem Kampfstil und durch das unverzeihliche Verfehlen in der siebenten Runde. Baer und Carnera hatten durch ein ausschweifendes Leben ihre Form beim zweiten Titelfampf völlig verloren.

Max Schmeling dagegen ist eine jener seltenen Erscheinungen im internationalen Sportleben, denen weder Ruhm noch Geldgewinn den Kopf verdrehen. Er ist über all die Jahre hinweg der ruhige, strebsame, schlichte und ehrgeizige Boxer geblieben, der er in seinen besten Tagen war. Zweimal durch die Ungunst des Schicksals und eigene Fehler schwer zurückgeworfen, hat er sich zweimal wieder aufgerafft und in imponierendem Stil sich nun abermals die Berechtigung erkämpft, zum Titelfampf antreten zu dürfen. Wenn überhaupt einem dann müßte ihm dieser große Erfolg beschieden sein, sich zum zweitenmal mit dem Goldenen Gürtel schmücken zu können. Geht es ihm, den Neger, der zur Zeit zweifellos neben Schmeling der beste Schwergewichtsboxer der Welt ist, abermals zu schlagen, und sich als nunmehr Dreißigjähriger den Weltmeistertitel zurückzubolen, dann ist der alte Fluch des „Never come back“ gebrochen und Max Schmeling darf sich mit Zug und Recht den größten Boxer aller Zeiten nennen.



Gene Tunney

der Marinesoldat und kluge Strategie des Rings, der nach langsamem Aufstieg endlich zum Titelfampf mit Dempsey kam und diesem den Titel nahm, den er zwei Jahre später, ungeschlagen, freiwillig niederlegte, um sich philosophischen Studien zu widmen. Heute Bankpräsident.

Flaute am Mittag . . .

Von Hans Günther

Es ist Mittag. Es ist Flaute. Es ist Stille — Stille ringsum. Allenfalls klappern die schlappen Segel da und dort über den Booten, die bewegungslos, ferngerade auf dem Wasser liegen.

Renate hat sich auf den Pfanzen ihrer kleinen Tolle ausgebreitet und läßt Arme und Beine noch brauner braten. Ihre Augen sind geschlossen. Aber einmal — als er gerade eine Zigarette anzündet — bemerkt Alexander doch einen ihrer heimlichen Blide, die ihn aus schmalen Lidern verflöhnen beobachten. Allein, auch jetzt weicht Renate aus. Geschickt weicht das kleine blonde Mädchen aus — spitzbübisch, möchte man sagen, hüde nicht eine steile ernste Falte nachdenklich auf der Stirn.

Dabei ist gute — wenn schon nicht beste Stimmung an Bord. Nur, und darum eben geht es — Renate schaut, fürchtet Worte. Sie zerküßert jede Weise — so meint sie, die über eine unechte Gefühlsäußerung noch nicht souverän hinwegzulächeln vermag. Und so haßt denn ihre Jugend alle Lyrik.

Vorhin — als solch ein kleines, erstes, begeistertes Wort sie erschreckte und Schlimmeres befürchtete ließ — hat Renate profisch geäußert, sich einfach hingelegt und gesagt, sie sei müde.

„Sie rauchen, und für Rena gibt es keine Zigarette?“ Schweigend hält Alexander das geöffnete Etui und ein Zandholz bereit.

„Im Liegen raucht sie sich so schwer an, da hustet man gleich. Geben Sie mir Ihre Zigarette, ja?“

Ein Lächeln huscht über Alexanders viel zu ernstes Gesicht. „Wenn du dich nicht eckst, Renate . . .?“

„Hallo, stop! Auf der Penne haben die Pauker schon in Sekunda das Duzen aufgegeben. Und ich wäre heute längst Primanerin! Sie dürfen also feilen, Sie“ zu dem kleinen Mädchen sagen.“ Dabei kramt Renate aus der Tasche eine Spitze hervor und schiebt Alexanders Zigarette hinein. „Sehen Sie“, ich esse mich kein bißchen“, laßt sie vergnügt.

Renate weiß, daß sie ihn quält, weiß längst alles — auch ohne Worte weiß man das —, weiß nur — so findet sie — noch zu wenig von ihm; wie er ist — als Kamerad, als Freund. Kennt sie ihn denn?

Sie haben sich ein paarmal auf Gesellschaften gesehen, haben miteinander gelacht, geplaudert, sich — zugegeben — ganz gut verstanden. Das ist auch alles. Gewiß, Alexander, dieser große, gereifte Mann mit den lebhaften dunklen Augen, die ernst und gut aus dem klugen, schmalgeformten Gesicht schauen, hat ihr gefallen — gefallen auch, was sie sonst gebürt über den jungen, tüchtigen, freilich etwas überarbeiteten Anwalt, der bereits heute über eine größere Klientel verfügt als sein berühmter Vater. „Böse?“ fragt Renate freundlich. „Sehr böse auf Rena?“

Alexander ist ehrlich bemüht, mit mattem Lächeln zu verneinen. Er neigt im allgemeinen nicht dazu, sich minderwertiger als andere zu fühlen, und kennt sehr wohl seinen Wert wie seine Grenzen. Heute indessen empfindet er schmerzlich seine Unterlegenheit. Es hat damit angefangen, als er beim Segelfliegen in der Frühe sich nicht gerade sehr geschickt anstellte und auch sonst beschämend ungewandt anhand ging. Er, der als Student und Medizendar begeistert focht und ritt und schwamm, findet schon lange keine Zeit mehr für dergleichen Dinge und schießt sich abgepannt, müde, zermürbt.

„Sie brauchen eine Frau, die Ihnen das schenklische Aktienpapier haufen- und lehenweise aus der Hand reißt“, meint Renate und bläst — während sie langsam aufsteht — aus ihrer Zigarettenspitze den ausgetrockneten Stummel ins Wasser. „Wirflich, im Ernst, Sie sind ein ganz unvernuftiger Junge, Alexander!“

„Nicht von Ihnen! Aber gleich fallen Sie ins Wasser, Renate, wenn Sie weiter so leichtsinnig um die Fied herumtanzen.“ Alexander faßt — um sie festzuhalten — nach ihren Händen, doch sie macht sich frei und läßt wie ein ausgeflossenes Kind.

„Um, Fod — toll, schon was gelernt! . . . Sagen Sie, Alexander, können Sie eigentlich auch nicht schwimmen?“ Heute ist Alexander selbst gegen harmlosen Spott nicht ganz unempfindlich. „Leidlich — besser als segeln.“ „Oh, Sie haben nicht genau zugehört, guter Alexander“, erwidert Renate freundlich, „der Ton lag auf dem „auch“ — ich kann nämlich nicht schwimmen.“ „Dann tun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen die Kunststücke sein!“ Seine Besorgtheit ermuntert Renate, einen Handstand an der Bordwand zu erzwingen. Die Tolle schaukelt gefährlich.

„Sie hätten bei dem heißen Wetter auch Badesegel mitbringen sollen“, erklärt Renate mit angestrengt gepreßter Stimme, während ihr blonder Schopf nach vorne fällt, „zumal Sie doch schwimmen können.“

„Mein Gleichgewicht paßt schon schlecht genug in die Gegend. Aber nun kann ich das nicht länger mit ansehen! Kommen Sie!“

„Loslassen, sofort loslassen!“ quetscht Renate vergnügt. „Bitte, bitte, sofort loslassen! Ich bin auch ganz brav.“

Im nächsten Augenblick vermischt sich Alexander, weil er ihr nachgegeben hat. Renate hat das Gleichgewicht verloren, und mit einem Aufschrei ist sie über Bord gefallen . . .

Natürlich ist Alexander nachgesprungen — ohne sich zu besinnen, nicht wahr! Aber es schwimmt sich schlecht

in Hemd, Hose und Schuhen — erst recht, wenn man nur gewohnt ist, fünfzehn und zwanzig Stunden am Schreitlich zu sitzen.

Mühsam arbeitet Alexander sich vor. Allein die unheimliche Angst um das Mädchen, dessen Kopf er immer seltener auftauchen sieht, läßt ihn jetzt noch vorwärts kommen — langsam freilich, sehr langsam. Sein Herz widersteht sich dieser nicht mehr gewohnten Zumutung, seine Kräfte sind schnell verbraucht.

Endlich erreicht er Renate — völlig erschöpft. Die kraftlosen Arme paddeln hilflos im Kreis, und kaum vermag er sich über Wasser zu halten. „Festhalten!“ leucht er. „Am Rücken! Meine bewegen!“

Es dreht sich alles vor seinen klimmernden Augen. Da fäßt er plötzlich Halt, und dann hört er wie aus weiter

ferne Renates Stimme ruhig lagen: „Tief atmen, Alexander! Ruhe — tief atmen!“

Er gehorcht nur. Erst nach einer Weile trifft Renate ein ernter, fragender Blick.

„Eine häßliche Lüge, Alexander!“ antwortet sie. „Aber ich müßte dies doch wissen, Alexander. Das ist doch wichtig, nicht wahr? . . . Ruhe, Alexander! Tief atmen!“

Eine Viertelstunde später kriecht Alexander fröhlich aus der winzigen Kabine und liegt sich neben Renate, die sich wieder hingelagert hat und ausruht. Die ausgebrannten, noch immer feuchten Kleider hängen wie graue Lappen vom Körper. Als er eine Zigarette anzündet, schaut Renate zu ihm auf und redt sich. „Und Rena?“

„Hier!“

Renate kramt diesmal nicht in der Tasche. „Ach esse mich kein bißchen, Alexander!“ „Rena!“

„Nichts sagen!“ wehrt Renate ärtlich ab. Ein angestimmtes Bittern überläuft plötzlich ihren Körper. „Bitte, bitte, nichts sagen!“

„Wovor fürchtest du dich denn, kleine Rena?“

„Vor nichts, Alexander, vor nichts! Nur — nichts sagen, bitte, bitte, nichts sagen, Alexander!“

Blick — ruckartig erhebt sich Renate. Die Hand über den Augen, schaut sie über das Wasser . . . Es mar Flaute. Jetzt aber bringt eine leichte Brise „Hol die Fod an, Alexander!“ ruft Renate fröhlich. „Du weißt nun, nicht wahr?“

Die innere Stimme

Erzählung von Arthur M. Fraedrich

Nach dem Sturz aus dem Baum begann es. Zuerst bemerkte es seine Mutter, als er mitten in einem Satz stockte, noch einmal von vorne begann und wieder an der gleichen Stelle anhielt, um nun vorichtig, gleichsam tosend, weiterzusprechen. Von da an achtete sie auf jedes Wort, das er aussprach. So nahm sie im Laufe der Zeit wahr, daß der sonst so lebhaft Junge weniger sprach und wenn, jedes Wort unartikuliert langsam formte. Sein ftares Auge nahm dabei einen nach innen gerichteten forschenden ängstlichen Ausdruck an.

Auch in der Schule gab Willi sich anders als bisher. Als einer der Aufgewecktesten, der, kaum daß der Lehrer eine Frage gestellt hatte, den Finger hob, zeigte er fortan mit diesem Anzeichen seines Wissens. Wurde er dennoch befragt, so gab er kurze, im Telegammstil gebaltene Antworten.

Anfänglich achtete dessen niemand; Willi atmete jedesmal wie erleichtert auf. Bis Freitags das besinnliche Gedicht „Die Auswanderer“ durchgenommen wurde . . .

Beim zweiten Vers stoppte er mitten im Sprechen ab und begann unaufgefordert wieder von vorn, ohne aber diesmal weiterzukommen.

Die ganze Klasse sah zu ihm auf, der Schulmeister hob erstaunt den Kopf: „Hast du das Gedicht nicht gelernt?“ Willi nickte. Er versuchte es noch einmal. Aber wieder hielt er an der gleichen Stelle inne.

Der Lehrer wurde ungeduldig. „Willst du es nicht her-sagen?“

Der Knabe errötete; es berührte ihn peinlich, alle Blicke auf sich gerichtet zu wissen. „Ja“, erwiderte er zaghaft. In seinen Augen stand lebendiges Bittern. Der Schulmeister aber gedachte der eingegangenen Verschwörung, wonach Willi beim Meißeln in der Silberpappel am Friedhof Arbeit abgebrochen hatte. Er griff nach dem Stod. „Sprich nach: Ihr Männer, die ihr von dem Nacken die Körbe langt, mit Brot beschwert, das ihr aus deutschem Korn gebadet, geröstet habt auf diesem Herd!“

Willi zog an seinen Fingern, so daß es knackte, und sprach nach: „Ihr Männer, die ihr von dem Nacken die Körbe langt, mit Brot beschwert . . .“

„Körbe! Körbe! Warum sprichst du das Wort nicht mit?“ fuhr der Lehrer ihn hart an.

Er schwieg. Er konnte das Wort nicht aussprechen, er konnte seit dem Sturz von dem Baum überhaupt kein A herauskriegen. Die Zunge preßte sich krampfhaft gegen

den Gaumen. Und wenn er sie zwänge — er würde stottern, so sehr stottern, wie Wilkens Fiescherjunge, über den man sich belustigt. Dann würde man sich auch über ihn lustig machen oder sich abwenden, wenn er spräche. Nein, als Minderwertiger will er nicht behandelt werden, lieber will er Schläge hinnehmen!

„Fang noch mal von vorne an!“

Er sah hilflos an dem Lehrer vorbei gegen die Wand. Es wäre zwecklos, es noch einmal zu versuchen, er würde doch wieder festensitzen . . .

Der Schulmeister begab sich zu Wilkis Vater, und beide verhandeln, in den Jungen einzubringen. Umsonst. Statt eine erklärende Antwort zu geben, schloß er. Der Vater wurde zornig und sprach von Troß. Der Lehrer sann vor sich hin. Schließlich meinte er, es trete bei Kindern im Alter der Reife ein oft unverständliches Gebaren zutage. Dem sei jedoch nicht mit Strenge, sondern mit Nachsicht zu begegnen. Er werde den Jungen eine Zeilung schicken.

Am Nachmittag saß Willi sich zum Sanitätsrat Dr. Hamann, der ihn zusammen mit anderen Kindern schon des öfteren auf Autofahrten über Land mitgenommen hatte. Diesem beichtete er, er sei vom Baum gefallen, dabei habe er sich anscheinend die Zunge gebrochen; ob das ausheile, ohne daß der Vater davon erfähre.

Dr. Hamann lächelte. Er untersuchte ihn und fand, daß die Sprachstörung durch eine Erschütterung des Sprach-zentrums im Gehirn ausgelöst wurde. Sein gütiges Gesicht zeigte nun tiefen Ernst. Dennoch sagte er leichtsin: „Das ist nicht so schlimm, mein Junge! Wenn du dich als ganzer Mann zeigt, wird der Schaden bald kuriert sein.“

Er zog den Jungen auf seine Knie. „Faß gut auf“, fuhr er fort, „was ich dir jetzt erzähle: Jeder Mensch verfügt über eine innere und eine äußere Stimme. Die innere — das ist die, mit der du in Gedanken sprechen kannst — ist mit der äußeren, sagen wir mal: durch einen Weg verbunden. Dieser Weg nun ist durch den Abstrich leicht beschädigt. Um diese Beschädigung zu beseitigen, mußt du zunächst sprechen lernen, das heißt, du mußt —“

Dem Knaben entging auch nicht ein Wort von den An-meißungen, die ihm der Arzt über Atem- und Sprechsch-nik gab.

Fortan ertrag der Junge ergeben, ja unberührt die zunächst sanften, dann größeren Ermahnungen seiner Eltern, nicht so schleppend zu sprechen, und die ihn bislang unerträglich dünkelnde Nachsicht von seiten des Lehrers, der kaum mehr eine Frage an ihn richtete.

Aber in jeder unbeauffichtigten Stunde sah er in der Dachkammer vor dem Spiegel und beobachtete seine Mundstellung beim Sprechen. Bei Sturm lag man ihn am Strande, wo er Schie, gereimte und ungerimte, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen, in das Getöse der Brandung hineinmischte.

Nur manchmal, wenn ihm sein Leiden allzu schwer zu schaffen machte, verzante er, und verfiel einer niederdridenden Mutterloshheit. Bis er Dr. Hamanns ermutigender Worte gedachte. Dann haßte er die beiden Prühle und atmete schwer, wie wenn er etwas Hartnäckiges zu Boden zwingt.

Jünger als ein Jahr kämpfte der Knabe diesen stillen Kampf mit seinem Leiden. Und es gelang ihm, wenn auch mit unglücklicher Mühe, die Demmungen im Fluß des Sprechens mehr und mehr zurückzubringen . . .

Allein er lernte noch mehr; durch das fortwährende Anstichhorden lernte er, bis an die Quelle der Wünsche und dämmernnden Begierden vorzudringen. Abwend er-lachte er die seelenformende Macht dieser Regungen. Und er lernte, diese Regungen klar zu erkennen und sie in gute und böse zu teilen; lernte diese fördern, jene unterdrücken.

Dieses Jahr verinnerlichte den Jungen, es machte ihn hart und unerbittlich gegen sich selbst.

Als er allmählich aufzutauen begann aus seiner Schweigsamkeit, küßte die Mutter ihn abend.

Er selbst aber erlebte die Frucht der strengen Selbst-zucht an sich wie etwas Köstliches, denn es machte seine Seele freier, stolzer, es ließ ihn stehender sprechen. Nur noch selten atmete er schulmäßig tief und ausbauchend.

Eines Tages trat er nach Schulschluß an den Lehrer heran. „Ich möchte mich bedanken“, sagte er und fügte er-hobenen Hauptes hinzu: „Aber nun brauchen Sie mich nicht mehr zu schonen, ich stottere nun nicht mehr.“

Der Lehrer hatte ihn immer gut im Auge behalten, hatte mit stiller Befriedigung, aber auch mit leiser Be-sorgnis den tiefen Ernst wahrgenommen, der an allem zu erkennen war, was der Junge tat. Doch dieses plötzliche Bekenntnis ließ ihn erschrocken aufspringen.

„Du stotterst?“

Willi nickte. Und er erzählte von jener Stunde, als das Wort Körbe, als der Buchstabe R für ihn unaussprechlich war; er erzählte von seinem Besuch beim Arzt, von den vielen, vielen Stunden heimlichen Übens. Und je länger er sprach, um so klarer entfloßen ihm die Worte. Bis er leuchtenden Auges schloß: „Aber nun kann ich wieder gut sprechen!“

„Junge!“ Grenzenloses Staunen stand in des Lehrers Augen, denn er mußte, wie schwer Stotternde von ihrem Leiden, das flache Weisheiten zu belachen pflegen, zu heilen sind.

Er trat ans Fenster. Er hörte nicht, als Willi seinen Schrittes das Zimmer verließ.

MALEPARTUIS

Eine Landstreicher-geschichte von Otto Wlolan

„Landstörzer . . . ! Böse Brut . . . !“ — so scholl es dem schreienden Sebalbus Fahrntrog um die Ohren, als er seines Weges durch die Gemeinde Tiefenbach an der Purzel zog, und da sein Rudrad verdächtig groß und schwer war, schwangen sich die Stöße drohend hinter ihm her. Was für Frevler mochte er schon begangen haben, belagter Fahrntrog? Vielleicht hatte er ein paar Ribben von den Aedern geklaubt oder eine Biene, die ihm zu schwer an ihrem Güter zu tragen schien, gemolken. Der Einfachheit halber gleich in seinen Hut. Wärend kapitte Fahrntrog in der naben Wald, etwas eifriger, als es sonst seine Gewohnheit war. In seinem Horn küßte er die Dikeln und Grashalme, die am Wegrand handen. In einer Waldlichtung ließ er sich endlich erschöpfte auf das weiche, schwelende Moos sinken. Er breitete den Rudrad neben sich, tamme den Knotenstock in die Erde und gedachte eine Weile zu verknäueln, als ihn ein neuer Bärm aufschreckte.

„Gehen Sie mir auch noch ihre Kdter auf den Leib?“ greinte er, da aus der Tiefe des Gehölzes das zornige Geläch von Hund und vernehmbar wurde. Mit einem Ruck war er auf den Beinen. Aber . . . was war das? — Se-bald sah ein winziges, rotbraunes Etwas, das wie ein Blitz durch das Dunkel der Baumhämme dahinschoß und geradewegs auf ihn zuhielt. Ein Fuchslain, durchsuchte es ihn, und er stieß einen kurzen, überraschten Pfiff aus. Mit verzweifeltten Sprüngen, die Augen in Todesangst

vorangestrichelt, suchte das Tier Deckung vor den Hund. Hand wieder eine Erhöhle noch schüßendes Buschwerk. Fluchte über das Moos und erpäßte Fahrntrogs Rud-sack, der weit geöffnet dalag. Und im Hui war es in dem Loch, das ein gültiger Himmel vor ihm aufgetan hatte, verschwunden. Jetzt erst kam der Landstörzer, der alles nicht recht begriffen hatte, zum Bewußtsein seiner selbst. Mit einem Griff packte er den Sack und schwang ihn, mifamt der rappenden Laß, über die Schulter.

Mit schüchternen Leisen rastete die Hund an Fahrntrog vorbei und machte dann mit einem heiseren Gebell kehrt. Sie untreiften den schreienden, fliehenden die Zähne und Irrangen dann, jappend und heulend, an ihm hoch, verschwunden. Jetzt erst kam der Landstörzer, der alles nicht recht begriffen hatte, zum Bewußtsein seiner selbst. Mit einem Griff packte er den Sack und schwang ihn, mifamt der rappenden Laß, über die Schulter.

„Haltet zu Gnaden, Euer Bestrengen“, wandte sich Fahrntrog an den Reiter. „Ich veruche, Eueren Hund etwas Anstand und gute Sitte beizubringen. Es schied sich nicht, einen Menschen, der friedlich seiner Wege geht, von rückwärts anzufallen, ihm die Stiefel zu ruinieren und, wie Ihr seht . . .“ Fahrntrog machte eine ver-schämte Wendung.

„Ja, bei Gott . . .“ lachte der Reiter. „Ich merk's: meine Hunde haben ihm arg mitgespielt. Nur verheiß' ich nicht . . .“

„Hunde, Euer Bestrengen . . .“ fiel ihm der Fahrnde ins Wort, „haben ihre Vorliebe und Abneigung gegen andere wie wir Menschen . . .“

„Unfinn“, meinte der Reiter. „Ich begreif nicht, was sie von ihm wollen. Wir sagten hinter einem Fuchs her . . .“

„Ah . . .?“ Schall piffte durch die Zähne. „Da mag es sein, daß sie der mein' irre magie.“

„Der Sein? — Was heißt das? Hat Er denn da, in seinem Rudrad, vielleicht gar so einen Hühnerdieb?“

„Zu dienen, Bestrenger Herr!“

Der Landstörzer nahm den Sack vom Rücken und zeigte dem Reiter das Tier, das noch immer leuchtend, mit hun-kelnden, schrederrückigen Augen auf den Wodrrüben lag.

„Der meine ist noch Jung und nährt sich ausschließlich von Insekten. Von Heuschrecken, Schnecken oder Frächten . . . Je nachdem, wie es gerade mit seiner Verdauung steht . . .“

„Und wie kommt Er zu dem Tier?“

„Wir laufen die Fische zu, Euer Bestrengen, wie an-deren Leuten Hunde oder Katzen.“

Der Reiter, dem die Unterbrechung der Haß nun schon an lange wähnte, warf dem Landstörzer einen Beutel mit Münzen hin.

„Laß Er damit Seinen äußeren Menschen wieder in-handfelen, sagte er gnädig. Sebalb bückte sich dankbar nach dem Geld. „Was aber Seinen Insektenfresser an-langt“, meinte der Jäger und gab dem Pferd die Spo-ren. „So glaub' ich: wenn er das Hühnerheßen wirklich noch nicht verheißt, so wird er es von ihm ja wohl bald lernen. Und gründlich, mein ich, auch noch dazu!“

Wer lacht mit?

Er kam . . . „Herbert, während deiner Abwesenheit war ein unangenehmer Mann hier!“ „Ja, und? Hast du ihn zurechtge-wiesen?“ „Da ging nicht! . . . Er kam, sah und siegelte!“

Stolz „D ja, meine Braut steht mit den vornehmsten Familien der Stadt in ständiger Verbindung!“

„Wirlich?“

„Ja, sie ist Telephonfräulein!“

Das Geschenk „Na, Frischchen, was hat dir denn dein Bruder zum Namenstag ge-schenkt?“ „Fünf Mark!“

„Donnerwetter, das ist ja fabel-haft!“

„Ja . . . aber ich hab sie ihm gleich wieder pumpen müssen!“

Spirituelle Sitzung „Sprechen Sie, Meister, was hat meine seltsame Frau eben geklopft?“

„Wir sollen die Hände vom Tisch nehmen, das sei nicht gut für die Politik!“

Sein Gegenvorscha „Sag mal, Peter, würdest du dem armen Fränzchen, weil er keinen Vater mehr hat, nicht gern dein Kaninchen geben?“

„Ach, Mama, was hat er davon? Wollen wir ihm nicht lieber unsern Vater geben?“

Stimmt

„Wer kann mir ein Bei-spiel anführen, daß Ehrlichkeit am längsten währt?“

„Frits: „Wenn ich meine Schulauf-gaben abschreibe, bin ich schnell fer-tig. Wenn ich sie aber allein mache, dauert es viel länger!“

Überraschung an der Kinokasse

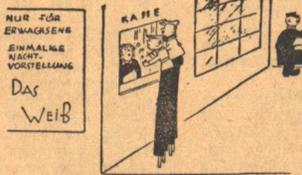
Er und Sie „Sie: „Schäm dich, gehern bist du auch betrunken nach Hause gekom-men! . . . Red nicht, du hast es selbst ausgegeben!“

Er: „Gott ja, wenn du alles glaubst, was einer im betrunkenen Zustand quasselt!“

Der Grund

„Aber, Anna, Sie sind ja furcht-bar reizbar! Woher kommt denn das bloß?“

„Ach, gnädige Frau, ich war vorher einige Jahre bei einem Professor in Stellung!“



Reisende Frauen

Von Kleopatra zu Elly Beinhorn

Selt jenen Tagen, da die ägyptische Königin Kleopatra in einer großen Galeere übers Mittelmeer fuhr, um in Rom Julius Cäsar zu besuchen, haben sich bis zu unserer Zeit, wo Elly Beinhorn in wenigen Stunden Kleinfrieden im Flugzeug überquert, die Reisemöglichkeiten gewaltig geändert. Die Freude am Reisen kam wohl in größerem Ausmaß erst im 16. Jahrhundert auf. Die Entdeckung fremder Länder, die Erweiterung kaufmännischer Beziehungen, vor allem aber die materielle Hebung des Kaufmannstandes und verbesserte Verkehrsbedingungen weckten die Neugier. Doch hielten damals die Unsicherheit der Landstraßen und die Unbequemlichkeiten und Strapazen solcher Fahrten Frauen noch lange von ausgedehnten Bergnügungsreisen ab.

Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hören wir öfters von reisenden Frauen. Aber auch hier handelte es sich zunächst mehr um „Zweckreisen“. Und wie eine in jenen Zeiten reisende Dame, selbst wenn sie in Begleitung ihrer Hofe war, sogar im Galosh die Reugier des Wirtes weckte, hat ja Lessing in der bekanntlichsten Szene des zweiten Aktes seiner „Minna von Barnhelm“ geschildert. In der Tat war dieses Fräulein von Barnhelm, das auszog, ihren Verlobten zu suchen, ihren Zeitgenossen eine ganz merkwürdige Erscheinung.

Diese erste große Dame aber von Rang und Geiß, die das Reisen als Vergnügen und vor allem als Mittel zu literarischer Betätigung ansah, war Frau von Staël. Ihren beiden Reisen in Deutschland (1803 und 1808) verdanken wir das Buch „De l'Allemagne“. Ein Werk, das ihre auf den Reisen nach Weimar, Berlin, Dresden, Leipzig, Frankfurt gesammelten politischen und vor allem kulturellen Eindrücke über Deutschland wiedergibt. Innerhalb von 10 Jahren bereiste Frau von Staël fast alle Länder Europas. Ihr Weg führte sie nach Italien, Desterreich, Rußland, Schweden und England, und nur selten fand sie auf ihrem herrlichen Landfrühling Coppet am Genfer See Zeit und Ruhe zu innerer Sammlung. Wohl empfanden die ersten Reisen nach Deutschland und Italien ihrem unternehmungslustigen Geist, später aber wurde dieser ständige Ortswechsel zu einem fast planlosen Herumirren einer aus ihrer Heimat verbannten Frau.

In der Zeit der Romantik gaben reisende Frauen oft Stoff und Motiv zahlreicher Romane, die durch die Schilderungen ihrer Abenteuer und Erlebnisse das Suchen und Finden von verlorenen Geliebten, Gatten und Kindern, verbunden mit anfanglichen Reisebeschreibungen in ihrer Wirkung besonders reizvoll sind. Als Schulbeispiel sei hier Arnims Novelle: „Cosimo der Springer“ angeführt, diese wundervolle Geschichte einer reisenden Frau. Wir wissen auch von den Reisen Bettinas nach Weimar. Das war eine Fahrt voller Abenteuer, so ganz nach dem Geschmack des in viel zu weit geratene Männerleibern sich höchst behaglich fühlenden Mädchens. In einem Brief an Frau von Goethe gibt Bettina von dieser inhaltreichen Fahrt eine höchst ergötzliche Schilderung. Wir wissen aber auch um die Reisen Malvina von Wenzelsburg aus deren „Memoiren einer Idealistin“ und dürfen, wenn auch in beschränkterem Umfang, Johanna Schopenhauer und Ulrike von Leuckh zu den reisenden Frauen der damaligen Zeit zählen.

Die erste große Epoche weiblicher Reisenber fällt allerdings erst in die Wiedererweckung. Da tritt in der Geschichte der Frauenbewegung die reizvolle Virtuosität auf, die nicht nur die Länder Europas kreuzt und quer in Epochen und Sonderdritten durchzieht. Damals standen die triumphalen Reisen der Henriette Sonntag, der Amalie Neumann, Maria Malibran, Pauline Viardot und Fanny Ciesler im Brennpunkt der künstlerischen Ereignisse der ganzen Welt.

Seitdem die Eisenbahn neue, bis dahin kaum geahnte Verkehrsbedingungen schuf, nahmen Zweck und Vergnügungsreisen der Frauen immer mehr zu.

Ständig fortwährende Reiseerleichterungen lassen bald Ende des vergangenen Jahrhunderts sogar alleinreisende Frauen zur alltäglichen Erscheinung werden. Aus dieser Zeit ist wohl die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich eine der markantesten. Eine innere Unruhe trieb sie von Ort zu Ort, nirgendwo Ruhe findend, immer auf der Flucht vor sich selbst. Zahlreich sind auch die Frauen, deren Reisen ausschließlich wissenschaftlichen Zwecken dienen. Unter ihnen nimmt wohl Gulliver

Pfeffer, die erste deutsche Forschungsreisende einen bevorzugten Platz ein. Ein alle Hemmungen befreite Idealismus, von reinem Idealismus getragener Forschungstrieb ließ sie Ende 1927 eine bedeutende Expedition in das Innere Afrikas unternehmen. Ein kleiner Frachtdampfer brachte die tapfere Frau nach fünf Wochen Fahrt nach Britisch-Kamerun, und im Laikato, zu Pferd, stieg sie zu Fuß, meist mit dem letzten Aufgebot einer jähren Energie, durchstreifte Gulliver Pfeffer oft unter Lebensgefahr Urwald und bis dahin noch unerforschte Gebiete der afrikanischen Wildnis. Auch Alma Karlen verdient besondere Beachtung. Ihr Buch „Acht Jahre Südsee“ ist außerordentlich aufschlußreich. Lydia Höpfer bereiste Fernen in Amerika. Alice Schaller unternahm Fahrten nach Japan und Margarete Driesch hat gemeinsam mit ihrem Gatten, dem bekannten Naturphilosophen Hans Driesch, in einem sehr lehrreichen Buch „Eindrücke aus Ostasien“ ihre auf weiten Reisen gesammelten Beobachtungen niedergeschrieben.

In den letzten Jahren erwecken unter den reisenden Frauen auch zahlreiche Gelehrtenfrauen, die ihre Männer auf Expeditionen und Forschungsreisen begleiten, Interesse. In besonderer Erinnerung haften Frau Durenfurth, die in treuer Keitameradischkeit Gefahren und Strapazen einer Himalaja-Expedition mit ihrem Gatten teilte.

Ein wunderliches Beispiel beruflicher Opferbereitschaft in Verbindung mit anstrengenden Ueberreisen, sind die Fahrten unserer Schwesteren vom Roten Kreuz nach Südwest- und Ostafrika, nach Kamerun, Togo und Ostafrika, über die man Einzelheiten in den Aufzeichnungen der Schwester Johanna Wittum: „Unter dem Roten Kreuz in Kamerun und Togo“ nachlesen kann.

Viele unternehmungslustige Frauen leben heute in Reisen ihren Beruf, und sprachkundige Führerinnen größerer Reisegeleitschaften gehören zu den alltäglichen Erscheinungen im Reise- und Verkehrsleben. Wieder andere sitzen am Steuer eines schnittigen Zwei- oder Vierfahrs und lernen auf ihre Art Land und Leute kennen. Jedenfalls wird heute keine alleinreisende Frau mehr zur Sensation werden, es sei denn, sie veruche es wie Elly Beinhorn, im Flugzeug neue „Reisereform“ zu schaffen.

Mutterliebe macht erfinderisch

Kleine Geschichte aus dem Wald von Franz Hohenz

An einem Sommermorgen nach einer Gewitternacht kam ich bald nach Sonnenaufgang einen Waldweg entlang, dessen feuchter Sandrind den Schritt unhörbar dämpfte. Ein wolkenlos blauer Himmel lag über den waldpunkten Bäumen und den wiesengrünen, von manchen buntblühenden Blüten der hohen Wälder; an allen Blattspitzen, am frischgrünen Strauchwerk und an den violetten Schmetterlingsblüthen der Sandwälder hing ein zierlich rosolotter blühender Heide ausbreitete, deren Glöckchen weißlich in der Morgensonne leuchteten.

Ich ging lautlos vorwärts, als vierzig Schritte vor mir eine Heideglocke mit gekrümmtem Rücken und aufsteigendem Schwanz aus dem Wäldchen über den Weg und langsam, fast kreuzförmig, durch die Abornweiser auf die Wiese hinauszog, in deren Mitte sie verhofft und zurückging. Es konnte kaum zweifelhaft sein: die Heide war krank; doch fiel auf, daß sie den Kopf nicht, wie sonst fränke Tiere tun, gesenkt, sondern erhoben trug und in harter Unruhe fortginge hin und her wandte, als erwartete sie das Aufstehen eines Verfolgers hinter sich. Wenige Augenblicke, und ein harter alter Fuchs, die hübsche „Standarte“ hell aufgerichtet, wurde auf dem Wege sichtbar, unerkennbar in bisheriger Verfolgung der Heideglocke begriffen, die bei seinem Erscheinen mit dauernd gekrümmtem Rücken und, wie es schien, nur unter großen Anstrengungen den gegenüberliegenden Gang hinaufschlüpfte.

Ich war ohne Waffe, die bösen Absichten des roten Räubers aber waren nicht zu verkennen; ich packte daher meinen Fuchs, schmerzte seinen Rücken am unteren Ende, wühlte ihn wie einen Bienenstock durch die Luft und traf so glücklich, daß der mächtige Knäuel nur etwa einen Meter vor mir in die Wiese einfiel. Der Fuchs ruder zusammen, nicht anders, als sei er von einem Geißel getroffen, und ging davon, offensichtlich völlig im Dunkeln, wo er den unverlesenen aufgetauchten Feind zu suchen hatte, in so rasenden Fluchten an mir vorbei, als würde er von der Meute gehetzt. Eine Minute später überquerte er 300 Meter hochabwärts die Wiese und verschwand in einem halbhothen Fichtenschlund.

Auf den Wurzeln hatte die Verfolgte sich verhofft — ohne Zweifel hatte sie den Vorgang wahrgenommen — und war dann in langen, schlanken Fluchten, die von Krankheit nichts mehr erkennen ließen, jenseits der Hügelkette

verschunden. Das ungewöhnliche Verhalten der Heide mußte einen tieferen Grund haben, wahrscheinlich war ihr Nachwuchs in der Nähe; ich nahm an, daß sie über kurz oder lang zu diesem zurückkehren würde.

Am oberen Ende des Wäldchens steht am Stamm einer alten Schwarzkiefer, deren dichtgrüne Zweige schleierartig tief herabhängend, ein gutgedeckter Hochstamm, dem ich zustrebte, um dort das weitere abzumarten; denn daß dem Drama noch das Satyrspiel folgen werde, daran zweifelte ich jetzt nicht mehr.

Eine Viertelstunde verging. Auf der Wiese waren inzwischen mehrere Mähdamer erschienen und äßen ruhig und vertraut. Da tauchte unerwartet die Heideglocke, scharf umrissen, fast schwarz im Licht der dahinterstehenden Morgenröte, über dem Hügelrücken wieder auf, scherte lange und tollte dann ohne Aufenthalt durch die Wiese zurück. Einen Augenblick durch einen Königsmilch abgelenkt, der mit einem dunklen Klumpen in den Fängen, einer Klatte oder einem Wauwurfs, niedrig über mich wegrührte, hatte ich die Vorgänge vor mir für kurze Zeit aus den Augen verloren. Da, als ich wieder auf die Wiese hinabsah, sah ich die Heide mit zwei buntesten Füßen auf dem Sandweg und zieht dann mit dem zierlichen Körper weiter in den frischgrünen Grund hinein, wo sie sich bald umweit des arglosigen Erlensbachs mit dem einen Rücken niederst, das sie ärrlich beleckte, während das andere im hohen Gras eifrig äßte.

Es kann kaum zweifelhaft sein, daß die Heideglocke den Krankheitszustand vorüberlassen hatte, um den Fuchs von ihren Zungen wegzulocken; dieser aber hatte in der Hoffnung, die aufsteigende Heide zu reizen, deren Verfolgung wirklich aufgenommen, was er bei einem gelungenen Stück Rehwild gar nicht erst verlust hätte. Auch Mutterliebe macht erfinderisch.

Franz Hohenz

Katalie Höfer.

Erbsen

An ersten, frohen, milden Frühlingstagen, wenn scharfer Spaten wirft die Erde auf, und Sonnenstrahlen blinken hell darauf, gebietet Einhalt unser Herz den Klagen.

Du Erde, dreimal heilig, sei gepriesen, Du, die uns Hoffnung neuer Ernte gab, Mit Blumen schmückst du das fernste Grab, und Früchte läßt du tausendfach erspriesen.

Du trinkst Tränen, Schweiß und Blut und Regen. Du hütst Keime, Saat und Gasm und Kraut. All unser Hoffen ist dir anvertraut, du überschüttst uns mit Erntesegen.

An deiner Brust, da wird das herbstliche Leid, da wird des Tages heiße Not zuphanden. Du lehrest uns, da Saat aus dir entstanden: Die Sonne kommt, sie kommt zu ihrer Zeit!

Bermin Maierheuser.

Die Frau liest:

In der „Deutschen Reihe“ des Verlages Eugen Diederichs Jena finden wir eine Sammlung von Erzählungen der ostpreussischen Dichterin Agnes Miegel „Unter hellem Himmel“.

Agnes Miegel meint damit ihre Heimat Ostpreußen, jenes herrliche Stück deutschen Landes, das für uns Süddeutsche noch immer das Land der unerreichbaren Ferne bedeutet, und dem wir uns doch verbunden fühlen durch unsere Liebe zur deutschen Landschaft und durch die Ehrfurcht vor der deutschen Vergangenheit. Wir erleben in den kleinen Erzählungen mit ihr durch ihre schöne Heimat und nehmen teil an ihren kleinen Erlebnissen. Die Menschen, die Agnes Miegel schildert sind ein Stück ihres Landes, einfach und ernst. Wir fühlen in der Schlichtheit und in dem Ernst die Schwere des Schicksals, das ihnen im Laufe der Geschichte bereitete war im Jahrtausende alten Kampf um ihre deutsche Seele. Wie ein Verhängnis erscheint uns die letzte Erzählung, das Gespräch mit den Ahnen. Auch wir gehen in unserer Leben die Wege derer, die vor uns waren und geben ihre Gaben weiter in unserer Arbeit und in unserer Arbeit. Die Liebe der Ahnen in uns auf neue lebendig geworden, diese der Heimat und dem Volke in all unserem Wirken; das ist die stille Forderung, die aus der kleinen Erzählung Agnes Miegels zu uns spricht.

Getupft... / Punktmuster sind immer beliebt

Man gibt man einen schmalen Blendenvorhof in der Farbe des Musters oder aus weißem Pique. So ist ein Blickfang für das Auge geschaffen, der gleichzeitig dem gesamten Anzug einen besonderen Akzent gibt. Bei anderen Modellen gibt eine einfarbige Weite (Ultra-Modell K 8016) oder eine weiße Watirüsche an Hals und Ärmeln jenen Akzentpunkt für das Auge, nach dem es beim längeren Anschauen eines gemusterten Stoffes verlangt.



K 8016. Süßes Kleid aus getupftem Stoff mit einfarbiger Weite. Neue Faltenanordnung am Bod, Großer Ultra-Schnitt in Größe I, II und III.
K 7960. Reisendes Kleid aus weicherem Stoff mit hochgeschlitztem Halsauschnitt. Großer Ultra-Schnitt in Größe I, II, III.
K 8022. Elegantes Kleid mit schmalen Watirüschen und durchgehendem Watirüschen. Ärmelverlängerung Großer Ultra-Schnitt in Größe II und III.
K 7981. Sommerliches Kleid mit hochgeschlitztem Bodenauschnitt, auch für etwas härtere Frauen günstig. Großer Ultra-Schnitt in Gr. II und III.
K 8001. Kleid aus weicher Baumwolle. Der Watirüschen gibt ein wenig an die Simonsbüse. Großer Ultra-Schnitt in Gr. I, II und III. (Schlitzmuster zu erfragen in der Schiffschifferei.)

Erholungsburlaub für unsere Zimmerpflanzen

Wer seinen Zimmerpflanzen eine Freude bereiten will, der bringt sie jetzt in den Garten und stellt sie dort in den Halbschatten unter Sträuchern, geschützt vor der prallen Mittagssonne, aber licht und hell genug, damit unsere grünen Pflänzlinge die Strahlen der Morgen- oder Nachmittagssonne auffangen. Den Totopf setzen wir in die Erde, so daß unter dem Topfboden noch ein Hohlraum bleibt, damit das Gießwasser abfließen kann, und der verhindert, daß sich Regenwürmer von unten her in den Wurzelballen einschleichen. Vorsichtsmäßige Senfkücher für die Pflanzen stellen wir durch einen am unteren Ende zugespitzten dicken Pfahl her, den wir von oben durch ein augenageltes Querholz dirigieren.

Ueber die eingelenkten Töpfe streuen wird eine Schicht Torfmull und halten so die Erde im Wurzelballen wie auch rings um die Töpfe stets feucht. Sprinkungen der Pflanzen morgens und abends mit abgekühltem Wasser säubern die Blätter vom Staub und schaffen die feuchtwarme Luft, welche unsere Zimmerpflanzen zum üppigen Wuchs brauchen. Allerdings müssen wir in 10- bis 14-tägigen Abständen mit künstlichen Volldüngern oder verdünnter, dünner Gasse aus Kuhdung nachhelfen. Aber nur feuchte Töpfe dürfen gebüngt werden, sonst entstehen Verbrennungen an den Wurzeln. Wenden — nicht am Tage — führen wir solche Arbeiten aus.

Berner Dehmelt.

Wenn ein Salzhering 50 Pfg. kostete

Wenn ein Salzhering 50 Pfennig kostete, würde er bestimmt als großer Federbissen gelten. Da er aber so reichlich und deshalb so billig zur Verfügung steht, findet er vielfach nicht die volle Wertschätzung, die er verdient. Dabei ist gerade der Hering, insbesondere auch der Salzhering, so vielseitig verwendbar, daß er nicht nur Freitags — wie immer noch die meisten anderen Fische — sondern sogar morgens, mittags und abends auf den Tisch gebracht werden kann.

Einige Rezepte sollen zeigen, wie vielseitig der Hering zubereitet werden kann:
Heringssbratlinge mit Kartoffeln
Zutaten: 4 Heringe, 6 mittelgroße Kartoffeln, 2 Eier, 1 Zwiebel, 100 Gramm Speck, Weidemehl, Fett zum Braten.

Die gut gewässerten, geschälten, entgräteten Heringe mit Roggen- oder Weizenmehl werden mit den geschnittenen Kartoffeln, dem Speck und der Zwiebel durch die Hackmaschine getrieben, mit den Eiern zu einem Teig geknetet, aus dem man 8 Bratlinge formt. Dieser werden in Weidemehl gewälzt und in der Pfanne in heißem Fett goldbraun gebraten. Die Bratlinge schmecken zu Kartoffeln und Gemüse besonders gut.

Heringsselkuchen
Zutaten: 2-3 Salzheringe, 250 Gramm Mehl, 1/2 Liter Milch, 2 Eier, Schnittlauch, Backfett.

Mehl, Eier und Milch werden zu einem glatten Teig verrührt, dann werden die gut gewässerten, entgräteten, entgräteten und in Würfel geschnittenen Heringe untermischt. Die Masse ergibt extra 8 dünne Eierfische.

Heringshäckerle
Zutaten: 3 Heringe, 3 saure Äpfel, 1 saure Gurke, etwas Speck, 1 Zwiebel, 1 Teelöffel Butter, 4 Eßlöffel Buttermilch.

Die gut gewässerten, geschälten, entgräteten Heringe mit der Milch werden mit den ungeschälten, entkernten Äpfeln, der sauren Gurke und dem Speck durch die Hackmaschine getrieben. Dazu wird die feingeschnittene, in Fett gedämpfte Zwiebel und die Buttermilch gerührt, so daß es einen glatten, geschmeidigen Teig gibt, den man in einer Schüssel zu einem Berg formt, mit grüner Petersilie verziert und mit heißen Kartoffeln zu Tisch gibt.

Lyrische Dichtung in Frankreich

Frankreich ist das Land der Volks-, Kinder- und Studentenlieder, nicht nur draußen in der weiten Provinz, sondern auch drinnen in Paris; man muß nur hinhören, welche Lieder allen Kindern vorgesungen werden, und wie die Arbeiter, die Soldaten und ganz besonders die Studenten krällern und singen, unendliche Volkslieder aus den Provinzen und aus früherer Zeit. Gleichzeitig aber ist Frankreich das Land einer ungeheuer weit ausgebreiteten, genau gefassten und kaum zu überschenden Kunstbildung, einer Lyrik also, welche kaum und nur in seltener Ausnahme frei- und wildschweifende Talente gestattet, sondern die in geschichtlichen Zusammenhängen sich entwickelte und mit Vorliebe sich nach Schulen befreundet grüßt oder heftig, aber immer mit Gründen befehdet. Frankreichs Freude an der „Lyrik“ hat mit allen Dingen des Volks-, Kinder-, Soldaten- und Studentenlieds nur äußerlich zu tun; sehr selten trat einmal ein Dichter auf, der beide Möglichkeiten öffentlich in sich vereinigt hätte; denn dem Franzosen ist seine Lyrik eine große und vielmehrstrittene, keineswegs einfache Kunst; seine lyrischen Dichter sehen sich vor der großen Aufgabe, die Zusammenhänge ehrlich und ehrerbietig zu wahren; man schätzt in Frankreich das, womöglich wildwuchernde, Originalgenie wenig, und es war der einzige Vandaltaire, der sich es getraut hat, außerhalb der langen, traditionsmäßig gebundenen Reihe der französischen Kunstdichter zu tanzen.

Die Renaissance im Norden festigt in Frankreich nach schwersten außenpolitischen Kämpfen bald die Reichseinheit Ludwigs XI. und damit einen allgemein für das Land verbindlichen Hof samt seinen Gesetzen, auch poetischen Gesetzen. Der Verstand des Romanen gestattet es sich, das aller-„poetischste“, die Lyrik des ganzen Volks, unter seine Gesetze, ja — geradezu unter seine Fuchtel zu nehmen; gegen diesen strengen und oft schmerzenden Stachel darf kein echter „Künstler“ löden; denn es steht ihm ja frei, aus der Tradition und in der künstlerischen Tradition Neues zu schaffen; mit einer Folgerichtigkeit, die erkennen lassen kann, geschieht solche Folge-Richtigkeit in eben dem Lande, das zu allen Zeiten besonders freudig und wortreich von seiner „Individualität“ zu sprechen liebt. Die Renaissancegedichte sind streng untereinander, und die freien, frohen gelegentlichen Lieder des französischen Mittelalters blühen dennoch; aber Kunst sind sie nicht! Es kommen die Königslieder — aber die Lyrik bleibt streng, die Kunst hat ihr Gesetz; sie hat auch poetische Handbücher, Synonymen, und Reimlexika; sozusagen „poetische Trichter“; aber die innere Strenge aller Kunst gewährt neben manchem, der tot am Wege liegen bleiben möchte, eine Konsequenz, welche das immer wieder neue Schöpfen aus dem Volks-, Kinder-, Soldaten- und Studentenlied vor Erstarrung bewahrt. Völlig? Wohl kaum, — denn die Romantik, welche in Frankreich, anders denn in Deutschland, eine ausschließlich literarische Angelegenheit war und blieb, führte samt den Zeiten der Revolution und Napoleons zu solchen Erschlünderungen, daß die besagte Folgerichtigkeit in Tradition und Werbegeschichte sich beugen mußte; wohlverstanden: beugen . . . nicht brechen! und so konnten sie nebeneinander leben seit den Zeiten der Romantik, auf der einen Seite eben die Romantiker und ihre Nachfahren, auf der andern aber die Gegner, die Strengen, die Unerbittlichen; auf der einen Seite der laute Victor Hugo, auf der andern Seite Künstler, wie Mallarmé. Was rang da alles um die lyrische Dichtkunst? Verlaine, das sittliche Problem, oder Rimbaud, der out-side, oder Gautier, oder Nerval, oder Musset, oder Gémier? und die Desbordés-Balmores? die Bourje Labé aus früherer Zeit, Voltaire und Racine de Vaise und Chateaubriand und Gervais und Francis Jammes, von Bonnard und Jehan Bodet ebenso zu schweigen, wie von Cyrano de Bergerac oder Vertan de Born.

Wir verzichten auf einen Katalog; dem einen sagen diese Namen nichts, dem andern alles; ganz genau, wie es bei uns Deutschen ist: Hölderlin? Bürger? Schiller und Goethe? Eichendorff, Wolftram und Walther? Friedrich Schlegel? Annette von Droste? Hier aber lauter Einzelgänger lauter Inseln mitten in Meeren; das ist Größe und Reich deutscher Lyrik; in Frankreich aber gehören sie alle zusammen, gerade wenn es dichterische Gegner sind (vom „art pour l'art“ wiederum ganz zu schweigen).

Ein Sinnbild, ein Gleichnis für die Wesensmitte französischer lyrischer Dichtung? man suche es nicht in den Gedichtbänden, sondern da, wo es am wenigsten zu erwarten, wäre im Drama und im Roman. Da ist der schöne Roman von Pierre Loti: Die Inseln der . . . und ein Seemannslied, ein einfaches bretonisches Seemannslied zieht durch das ganze Werk, wie ein herber, nie unterbrochener Duft von Meeresluft und Melancholie unter weiten Sonnen, sei es im eifigen Norden oder unter blauen ferner Südpoleseeane. Das Volkslied steht übermächtig, mächtiger, — als die oft genannte provenzalische Sonderdichtung; die Inseln sind in der Geschichte von Frankreichs Kunstprosa gewiß kein Werk mit drei Sternchen; vielleicht beweisen sie also nicht viel? Nun — am herrlichsten hat der große Molière es gewußt, was Lied des Volks und Kunstdichtung sei; in der 2. Szene des 1. Akts von „Le Misanthrope“ — der Menschenfeind — (1666) stehen sie ewig und unübersehbar widereinander und heineinander, diese beiden. Der Held dieser Dichtung steht sich einem allzu gepreisten Verfasser einer, mehr oder weniger unzulänglichen Kunstdichtung gegenüber; er wird gequält, zu „urteilen“, und da er es radikal tun will —, so macht er einen Sprung über alle Theorie und Dichtkunstlehre hinweg und heiß, unausweichlich und unwiderleglich tönt dem erschrockenen Poetischen ein kleines Gedicht, ein wahres Volkslied (das vermutlich von Molière selbst stammt) entgegen; vorher Sonett, vor lauter Ueberfeinerung banal geworden, sinn-, saft- und Klanglos, wobei man Molières Warnung eben hören muß; und demgegenüber die zwei Viertel, hingeklüht in ihrer Kunst!

Das Große an aller französischer Lyrik ist, daß sie beides gleichzeitig schafft und erträgt, daß es zwischen beiden nie zur Valgerei kommt, und daß die glühendsten Söhne Frankreichs, dessen Lyriker, genannt oder ungenannt, berührt und bejaht oder verneint und bespöttelt, bewußt oder unbewußt an einer Aufgabe weiterarbeiten; und nur der einzige Vandaltaire steht vorerst als ein Drittes auf, wobei heute kein Mensch sagen kann, ob nicht eines Tages spätere Einsicht in die Gesetze der französischen Lyrik erlauben wird, zu sagen, daß auch eben Vandaltaire ins Gesetz dieser Kunst hineingehört, ebenso, wie alle andern auch!

Adolf von Groisman.

Meisterwerke französischer Malerei

Zum deutsch-französischen Kongress in Baden-Baden

Malerei in badischen Museen

Aufnahme: Staatliche Kunsthalle Karlsruhe



François Boucher (1705—1770)

Liebeszene (Pastorale)

Franszösische Kunst war von jeher bei uns Deutschen und vor allem im Grenzland Baden hoch geachtet. Selbstverständlich kommt dies auch im Besitz unserer Museen zum Ausdruck, die es sich angelegen sein ließen, neben den Meisterwerken deutschen Kunstschaffens auch einen Ueberblick über die hervorragenden Schöpfungen unserer Nachbarn im Westen zu bieten. So besitzt auch die Staatliche Kunsthalle in Karlsruhe eine kleine ausgewählte Sammlung französischer Bilder, darunter glücklicherweise auch einige Hauptwerke von internationalem Rang. Vor allem verdanken wir die wertvollsten französischen Gemälde dem Verständnis der kunstsinigen Gemahlin des ersten badischen Großherzogs Karl-Friedrich, der Markgräfin Karoline-Luise, die selbst sich als Malerin betätigte und Stunden bei dem Genie Meister Etienne Biotard nahm. Im Neuen Schloß zu Baden-Baden hängt heute noch eine besonders reizvolle Studie dieses Meisters, die Markgräfin an der Tafel setzend.

Karlsruhe, an dessen staatliche Kunsthalle später die Sammlung der Fürstin überging, hat das Glück, vier Werke von Jean Baptiste Simeon Chardin zu besitzen, den man mit Recht zu den bedeutendsten Malern Europas rechnet. Ein weiteres Bild, das berühmte Orangendäumchen der Karlsruher Galerie, galt lange ebenfalls als Werk dieses großen Malers, bis vor kurzem Fräulein Dr. Kircher auf Grund der Originalrechnungen aus dem Jahre 1766 feststellen konnte, daß es sich um ein Werk des ebenfalls ausgezeichneten Roland de la Porte handelt. Wir bringen heute unsere Lesern dieses lange ungenutzte Gemälde zugleich mit

einem der schönsten Stillleben Chardins, dem „Zinnkrug“.

Unter den weiteren Meisterwerken französischer Malerei im Besitz der Karlsruher Kunsthalle befinden sich zwei Werke von François Boucher, die im Jahre 1759 von der Fürstin bei dem Maler in Paris in Auftrag gegeben wurden. Boucher versprach, für einen Preis von 50 Louisdor zwei Hauptwerke zu liefern, in denen von allem, was die Zeitgenossen so an ihm liebten, etwas dargestellt sein sollte, Figuren, Tiere, Blumen und Landschaft, alles, wie Boucher schrieb, in „harmonischer Zusammenstellung“. Wer die in Karlsruhe hängende „Liebeszene“ des Meisters betrachtet, wird gerne zugeben, daß François Boucher sein Versprechen voll eingelöst hat.

Die besonders geistvolle Art französischer Malerei kommt in dem Selbstbildnis von Hyacinthe Rigaud zum Ausdruck, einem kleinen Bildchen, das zu den Perlen französischer Bildniskunst gehört. Allein diese Meisterwerke schon geben einen Begriff von der Bedeutung der in unserer Karlsruher Kunsthalle vertretenen Sammlung französischer Malerei.

Gemäß der Arbeitsteilung innerhalb der badischen Museen hat die Karlsruher Kunsthalle französische Werke des 19. Jahrhunderts nicht gesammelt, die dafür in der Mannheimer Kunsthalle ausgeglichen vertreten sind. Man findet dort u. a. Werke von Gericoult, Delacroix, Daubier, Corot, Coubet, Manet und Renoir, Monet, Sisley und Cézanne, die einen außerordentlich wertvollen Ueberblick über das Schaffen der französischen Malerei im vergangenen Jahrhundert vermitteln.



Hyacinthe Rigaud (1659—1753)

Selbstbildnis



Jean Baptiste Simeon Chardin (1698—1779)

Stillleben mit Zinnkrug und Pfirsichen



Henri Horace Roland de la Porte (1724—1795) (früher Chardin)

Das Orangenbäumchen

Luise Ullrich in der Badewanne

Bühnenhilfsarbeiter Nr. 26 erzählt von einem neuen Film

Unser Berichterstatter Armin Schönberg hat ein paar Tage als Bühnen-Hilfsarbeiter an der Dreharbeit zu dem neuen Ullrich-de-Korra-Film „Ich liebe Dich“ teilgenommen und schildert uns in Folgendem seine Erlebnisse und Eindrücke.

Das Grünwald-Atelier der Tobis beherbergt in diesen Wochen eine komplette Vorstadt-Villa, mit Küche und Keller, Vorgarten und märkischen Kiefern vor den Fenstern, Damen- und Herren-Zimmer, mit . . .

Nun stellen Sie sich bitte folgendes Bild vor: Der Aufnahmestab des Filmes, von dem hier ein wenig die Rede sein soll, hat vor dem Badezimmer aufgestellt: Die Kamera glöht neugierig auf die mit seegrüner Wasser gefüllte Badewanne und die Scheinwerfer auf den Beleuchterbrücken zittern grell leuchtend über dem Bogen.

Alles, der Regisseur, Kameramann, Tonmeister und Aufnahmestab, die Beleuchter, Requisitenreue und Bühnenarbeiter schauen gespannt auf die gegenüberliegende Tür. Denn jetzt soll Luise Ullrich, besser Eva, wie sie sich in diesem Film nennt, in die Badewanne steigen, die wir eimerweise mit warmem Wasser angefüllt haben.

Man sollte nicht glauben, wieviel Wasser sich eine normale Badewanne einverleiben kann. Beinahe mühen wir in fünföpfiger Kolonne zum Warmwasser-Speicher marschieren. Wir? Das sind die Leute von der Bühnenwache, vier langjährige Bühnenarbeiter und ich, der ich seit gestern Bühnen-Hilfsarbeiter bin.

Glauben Sie mir, es ist keine leichte Sache, sich in der Gemeinschaft von soviel muskelstarken und routinierten Arbeitern zu behaupten!

Wenn der Aufnahmestab bestimmt, ein höherwertiges Regal fortzutransportieren, nicht zaudern, wenn ein heruntergegangener Balken wieder ausgerichtet werden soll, sich nicht auf die Finger hauen, wenn man sich an einer unaufrichtigen Wand die Hände blutig reibt, nicht klagen, wenn einem nach Stunden die Glieder, die man noch spürt, schmerzen, nicht kleinbegeben. Es ist vier, fünfmal mehr. Die neunzig Pfennig Stundenlohn wollen verdient sein!

Ein kleines Schmuckstück geht durch die Dekoration, denn hoch in der Luft erheben, hat ihren Bademantel abgestreift, vor sich in diesem Augenblick nicht den Atem an, und nun sitzt sie beinahe als Eva in der Badewanne.

Der Kameramann (Friedl Behn Grund) muß aufgeben, daß er bei seiner Einstellung nicht einen Zipfel ihrer Luftzugknappen Befestigung mit ins Bild bekommt und so der schrankenlosen Vorstellungsgabe des Kinopublikums hernach in den Rücken fällt. „So, jetzt habe ich Dich ganz nackt im Bild“, meint er schließlich triumphierend.

Und der Regisseur (Herbert Selpin) fragt die rhetorische Frage jedes Spieltheaters: „Nennen wir?“ hinein und gibt das Zeichen zur Aufnahme.

Luise hebt ein Bein aus dem Wasser heraus, berührt mit dem Zeigefinger ihre große Bebe und fragt zum Schluß immer wieder, wo Percy (Victor de Kowa) steht: „Und was mache ich jetzt?“ Sie klopft mit dem rechten Zeigefinger ihre rechte große Bebe. Wägend plantend läßt Eva ihr Bein ins Wasser zurückfallen, während Percy antwortet: „Ich nehme alles zurück! Sie haben doch keine linken Knie!“

Wenn ich Sepp, einem meiner Bühnenarbeiter-Kameraden, Glauben schenken darf, so wird „Ich liebe Dich“ ein ganz besonderer Film. Und ich darf ihm glauben, weil — man sollte es nicht denken — alle Bühnenarbeiter über ihre Arbeit hinaus das regle Interesse für den Film haben, den sie als Bühne „benedamen“.

„Ich liebe Dich“ wird, was an die Darsteller die höchsten Anforderungen stellt, von zwei Schauspielern allein bestritten. —

Schlage das Drehbuch auf und Du siehst im Darstellerverzeichnis: 1. Eva: Luise Ullrich, 2. Percy: Victor de Kowa — und sonst nichts. Dieses Filmlustspiel macht es möglich, weil sich fast alle Szenen in der Grünwaldvilla abspielen, die Aufnahmefolge chronologisch zu drehen. Gehele Dich zu Herbert Selpin, wenn er der Presse Auskunft erteilt und Du hörst: „Die chronologische Verfilmung hat den unbestreitbaren Vorteil, daß die Schauspieler — wie das ja auch beim Theater der Fall ist — durch die logische Aufeinanderfolge der

Szenen sich viel intensiver in ihrer Rolle ausleben können.“

Dieser Film stellt „einer Widerspenstigen Jähmung“ im modernsten Gewände dar. Nicht wahr, Sepp, sagst Du mir nicht, als ich gestern morgen zum erstenmal als Bühnenhilfsarbeiter Nr. 26 auftrat: „Victor“ — Dir war der ungebrauchliche Name Percy entfallen — „verschleppt Eva von einem Ball in die Villa seines Freundes, weil er sie unter allen Umständen heiraten will. Während er sich nun alle erdenkliche Mühe gibt, sie von seinen treuen Absichten zu überzeugen, lehnt sie jeden Annäherungsversuch ab und gibt sich die erdenklichste Mühe, zu entfliehen.

- Räthseln -

Silberrätsel

a — al — hahn — baum — be — brief — gro — dag — de — de — de — del — e — ei — fal — fal — gi — gie — i — is — ka — las — le — land — len — mah — mie — mo — nach — ne — ner — ne — ni — nit — rin — sel — sen — si — ste — ter — tit — zeh

Aus diesen 44 Silben sind 15 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1 Schmetterlingsart, 2 wissenschaftliche Bildungstätte, 3 Geschichtsschreiber, 4 berühmter altgriechischer Redner, 5 zur Jagd verwendeter Vogel, 6 was der Schützer oft erhält, 7 militärisches Musikinstrument, 8 Vorbild, 9 Charaktereigenschaft, 10 bekanntes Dorf in Unterägypten bei den Pyramiden, 11 Verkehrsmittel, 12 Wasserkruppe, 13 nordische Insel, 14 salpetrisches Salz, 15 Regenabfluß.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang eine alte militärische Devise (ich will als nur 1 Buchstabe).

-
-
-
-
-
-
-
-
-
-
-
-
-
-
-

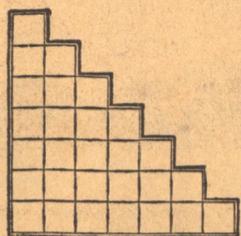
Rapierrätsel

Gamaschen, Midas, Kantine, Made, Donner, Lotterie.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein anderes Wort versteckt. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben deren Anfangsbuchstaben im Zusammenhang gelesen den Titel eines mächtigen asiatischen Herrschers.

Die versteckten Wörter haben in anderer Reihenfolge nachfolgende Bedeutung: Kriechtier, russischer Fluß, Geschicktes, Vorname, deutscher Philosoph, Würfelswort.

Magisches Dreieck



Die Buchstaben sind in die Felder des Dreiecks derart einzufügen, daß die drei Außenreihen und die fünf waagerechten Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1 alte Festungsstadt an der Donau, 2 Produkt der Erziehung, 3 was der Schachspieler muß, 4 Nahrungsmittel, 5 Abfringung eines weiblichen Vornamens, 6 Metall, 7 Värm, 8 schöne Blumen

Bilderrätsel



Wer hat richtig erraten?

Rästel-Probleme: 1 Bonnois, 2 Bartolde, 3 Ammonit, 4 Kaktus, 5 Armband, 6 Maisgäbe, 7 Terezi, 8 Zirkumne, 9 Feilbaum, Zweisilbig: Wieland, Silbenrätsel: 1 Schwan, 2 Eibnurd, 3 Nere, 4 Rougat, 5 Atlas, 6 Ginele, 7 Zeele, 8 Granit, 9 Erich, 10 Berete, 11 Amel, 12 Heinrich, 13 Ramfles, 14 Genrate, 15 Rorode, 16 Plas, 17 Erfor, 18 Cui-ber, 19 Adiront, 20 Giffon, 21 Baiter, 22 Dante. — Wer nicht Geladen loden, der wird sie schlegt belegen.

BRIEFMARKENECKE

Pioniere der Philatelie

Aus den Anfängen der Philatelie ragt eine Reihe von Persönlichkeiten heraus, die durch ihre wissenschaftliche Fortschritte die Entwicklung unserer Liebhaberei stark beeinflussten. Es lohnt sich, die bedeutendsten Pioniere unter ihnen dem Dunkel der Vergangenheit zu entreißen und in würdiger Folge an dieser Stelle zu gedenken.

I. J. B. Moens

Unter den älteren Sammlern hört man zuweilen noch den Namen Moens (sprich: Muns), die wenigsten allerdings wissen, wer dieser berühmte Mann eigentlich war.

Johann Baptist Philipp Konstantin Moens war zu seiner Zeit einer der bedeutendsten Briefmarkenhändler der alten, vornehmsten Schule, die nicht nur Händler, sondern auch Liebhaber und Wissenschaftler zugleich waren. Er wurde am 27. Mai 1813 in Tournai, in der belgischen Provinz Hennegau, an der Schelde, geboren. Er war ein hochgebildeter Mensch und erwarb sich in militärischen Diensten den Offiziersgrad. Bereits mit 15 Jahren war er aus sich selbst heraus Briefmarkensammler geworden. Ein scharfes Auge machte ihm wohl schon, daß diese kleinen, damals noch wirklich künstlerisch ausgeführten Papierstücke mit ihrer postalischen Verwendung noch lange nicht ihren Endzweck erfüllt hätten. Moens erkannte in den Briefmarken vor allem eine gewisse kulturhistorische Bedeutung. Sein feines Empfinden für diese Aufgabe ließ es ihm daher angelegen sein, diese bunten (freilich nicht so bunt wie heute)

Briefmarken sorgfältig anzubewahren und systematisch zusammenzufassen. Da er schon vor der Einführung der Briefmarken Poststempel sammelte, besaß er genügend Erfahrungen in der Anlage einer Sammlung. Beruflich hatte sich Moens dem Buchhandel gewidmet, dem er mit großer Lust und Liebe zur Sache diente. Späterhin besaß er selbst eine Buchhandlung in Brüssel, die er zu einer der blühendsten und geachteten der belgischen Hauptstadt machte. Da Moens selbst ein sehr gebildeter Mensch war, genoss sein Geschäft bedeutendes Ansehen. Aber auch die Briefmarken verstand er auszunutzen im gesellschaftlichen Sinne, zumal er im Laufe der Jahre herausgefunden hatte, daß es große Liebhaber für die ersten Briefmarken gab, die viel Geld für deren Erwerb ausgaben. So wurde Moens schon im Jahre 1852 einer der ersten Briefmarkenhändler, der langsam das Geschäft auszubauen verstand, je mehr die Neuerung der Briefmarkenfrankatur mittels Marken sich über den ganzen Erdball verbreiterte, und je größer die Zahl der Briefmarkensammler von Jahr zu Jahr wurde. Die Bedeutung seiner Buchhandlung brachte ihm für den neuen Geschäftszweig weitverzweigte

Verbindungen, zahlreiche direkte Bezugsquellen und einen flotten Absatz ein. Moens' Solidität, sein Entgegenkommen, noch mehr aber seine seit 1863 vorzüglich redigierte Fachzeitung „L'Imbre-Poste“, brachten ihm einen ehrenvollen Ruf und einen Kundenkreis in der ganzen Welt. Mit der geschäftlichen Vermehrung der Briefmarkenfunde verband Moens in wohl-erwogenem Interesse, damit aber auch im all-gemeinen Interesse, die geistige Pflege der Philatelie, wozu in der Herausgabe seiner oben erwähnten Fachzeitung, die bis zum Jahre 1900 erschien und für die Sammler aller Jungen das tonangebende Fachblatt war, ferner in einem seit 1874 herausgegebenen Verzeichnis „Le Timbre-Piscat“ für das Gebiet der Stempelkunde, das gleichzeitig bis zum Jahre 1900 erschien. Gleichzeitig mit diesem Fachblatt brachte er auch die erste Ausgabe seines Kataloges heraus, der sich im Laufe der Jahre zu einem der größten wissenschaftlichen Werke auf philatelistischem Gebiet entwickelte, über ein Dutzend Neuauflagen erlebte, zuletzt in drei großen Lexikon-Öftau-Bänden und heute noch für die klassische Philatelie ein maßgebendes Nachschlagewerk bildet. Schließlich sind an dieser Stelle noch zu nennen „Moens' ausführliche Monographien“ über die Einzelstaaten Altdeutschlands und Altitaliens. In allen diesen Arbeiten, die leider nur in französischer Sprache auf dem Büchermarkt vorliegen, repräsentiert sich voll und ganz der Markenkenner Moens. So leitete dieser Mann der Philatelie ganz besondere und höchst bedeutende Dienste. Er warf sein Können für die Allgemeinheit in die Waagschale, ungeachtet der pekuniären Opfer, welche dabei zu bringen waren. Seine Forschungsergebnisse, die in dem großen Katalog und den verschiedenen Spezialwerken niedergelegt sind, beherrschen noch heute die gesamte Briefmarkensammellende Welt, weil sie die Urquelle aller literarischen — auch unserer deutschen Erscheinungen bilden. Alle deutschen Kataloge, sowie sonstige wissenschaftlichen Arbeiten in der klassischen Philatelie greifen stets auf Moens zurück. Dieser Mann hand merkwürdigerweise bei Lebzeiten ohne Rivalen da. Wegen seines großen philatelistischen Könnens und seiner riesigen Markenbestände, war er allgemein unter dem Titel „Der Markenfönig“ bekannt. Mit Recht hat er diesen, wohl nur scheinweise aufblasenden Titel verdient, hat er sich doch in seinem hinterlassenen Werk ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Moens starb am 29. April 1908 im Alter von 75 Jahren, nachdem er sich bereits acht Jahre aus dem philatelistischen Leben in den Ruhestand zurückgezogen hatte. Seine große philatelistische Bibliothek wurde zuerst an einen Herrn Lauric in Worcester verkauft. Sie ging dann durch verschiedene Hände und kam dann in die berühmte Bibliothek des Carl v. Oraniensoed, den wir schon in unserer Briefmarkenecke gelegentlich erwähnten. Dem berühmten Altmeister Moens aber bleibt für alle Zeiten das Verdienst, die Briefmarkenkunde in alle Gegenden der Erde verbreitet zu haben, der wir alle unsere eigenen Kenntnisse verdanken. Dieser typische Philatelistenpost wird deshalb in der Geschichte der Philatelie immer mit an erster Stelle zu nennen sein.

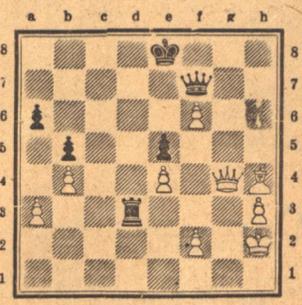
Gustav Kabeitz

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weißinger, Durlach, Schloßstraße 7, Folge 25, 19. Juni 1938

Die Pattfälle

Immer wieder kommt es in Turnieren vor, daß ein Spieler, der nach vieler Mühe zu einer „Gewinnstellung“ gekommen ist, schließlich noch in eine Pattfalle hineintappt und sich so um die Früchte seines guten Spiels bringen läßt. So geschah es auch neulich in einem Mannschachkampf des Karlsruher Bezirks. Es war dies eine Pattfalle, wie sie am häufigsten vorkommt, daß der schlechter stehende Spieler einen Turm opfern kann und dann patzt. Es war folgende Stellung entstanden: Weiß: Kc6, Tc7, Ba7, c4; Schwarz: Kc8, Tc2. Weiß hatte zuletzt einen unbedachten Zug gemacht, und Schwarz zog natürlich Tc2-b6+! Weiß schlug den Turm, und Schwarz war pat. Gäte Weiß den Turm nicht geschlagen, so wäre er von dem Turm immer verfolgt worden und hätte dem „ewigen“ Schach nicht entgehen können. Bei dieser „Falle“ war die Sache ziemlich einfach. Aber manchmal kommt es vor, daß man einer ganz gerissenen Falle zum Opfer fällt. So entstand in dem Turnier zu Raab 1924 zwischen Walter (Weiß) und Dr. Nagy (Schwarz) folgende Stellung:



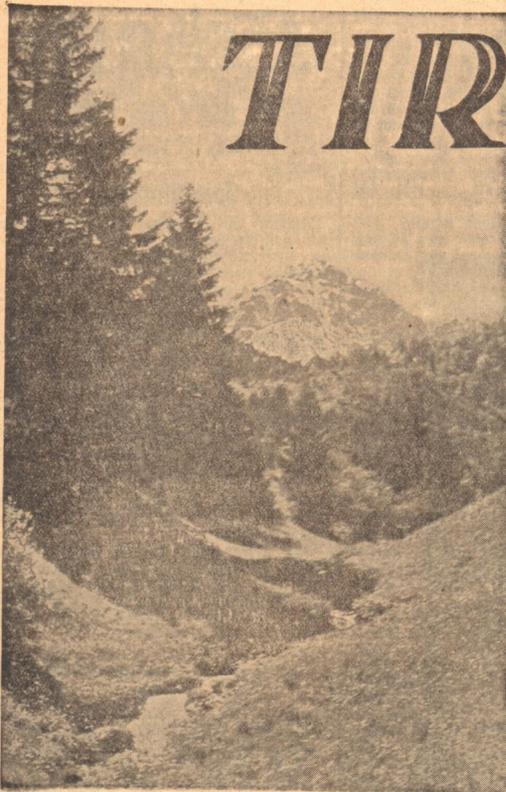
Der letzte Zug von Weiß war Tg7-g4. Schwarz hat die Qualität mehr, aber dafür 8 Bauern weniger und steht schlecht, da der König nicht durch Bauern geschützt ist. In dieser schlechten Stellung sieht Dr. Nagy eine schöne Pattfalle als Rettung. Anstatt der weißen Dame durch Tc3-c8 das Einbruchsfeld c8 freizugeben, zog er 1... Kc8-f8! Es folgte prompt 2. Tg4-c4+ Tg7-e8 und 3. Dc8-a6? Nun war die Falle zu, und es folgte 3... Td3-b3+! Weiß muß den Turm schlagen, sonst verliert er den König, also 4. Kc2-b3 und nun folgt 4... Dc8-e6+! 5. Dc8-e6, und Schwarz ist pat!

Wer hat richtig gelöst?

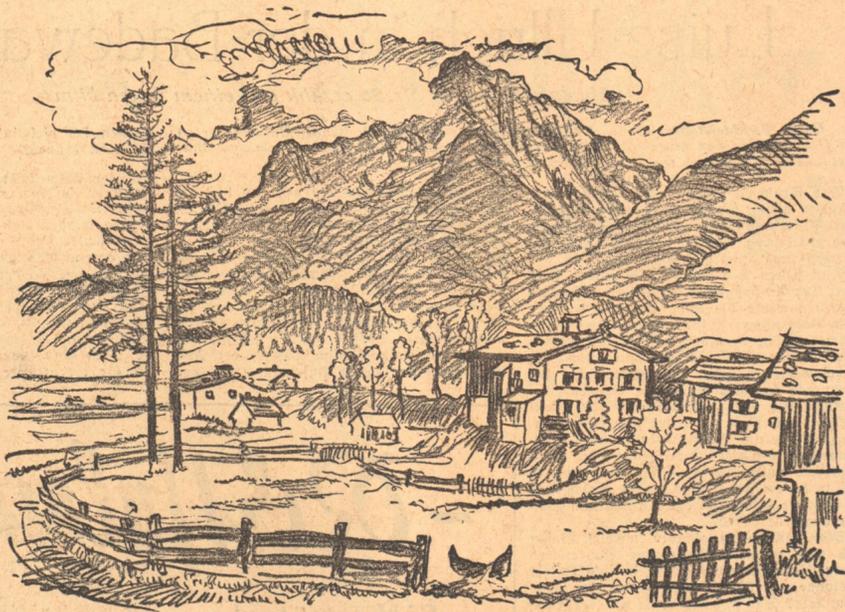
Lösung der Aufgabe Nr. 11 von Dardor (W. Kc2, Dc2, Tc4, Sc8, Bb4, f2, g3, Sc8, Kc4, Tc7, Bb7, e6, f8, f7, Zmeier) 1. Dc2-b3. 1. g3-g4? f7-f6! kein Mat. Richtige Lösungen sandten ein: Dr. Doehn, R. Daller, Lorenz Baum, B. Gühring, Robert Filber, Erwin Habicht, Oskar Aufhardt, Franz Wenf, Karlstrube; Will Weiler, Durlach; G. Kuhmaul und A. Zill, Söllingen; G. Göbel, Bretten; L. Dallinger und Karl Bertling, Durmersheim; A. Duenser, Mosbach; Wilhelm Ehrhardt, Reichen; A. Derndinger, Fißherbad bei Haslach.

Die Weltmeisterschaft im Schach

Vor einigen Monaten ging durch die gesamte Schachpresse die Nachricht, daß der Weltmeister Dr. Aljechin mit dem Kubaner Capablanca einen Rückkampf um die Weltmeisterschaft vereinbart habe. Anlässlich des Turniers zu Margate hat nun ein Reporter den Weltmeister über seine nächsten Pläne ausgefragt. Die englische Zeitschrift „Chess“ berichtet darüber folgendes: Die Nachricht über die Vereinbarung eines Rückkampfes war nicht richtig. Dr. Aljechin reifte nach seinem Kampfe mit Dr. Cune nach Montevideo, nachdem er von dem Uruguayanischen Schachverband zur Teilnahme an dem dortigen Turnier eingeladen worden war. Die Stadtverwaltung von Montevideo hatte die finanziellen Bedingungen des Weltmeisters angenommen. Nach seiner Ankunft in Südamerika aber mußte Dr. Aljechin erfahren, daß die Stadtverwaltung von Montevideo nicht imstande war, die finanziellen Bedingungen von Capablanca zu erfüllen. Capablanca hat auch an Dr. Aljechin keine Herausforderung gesandt. Die finanziellen Bedingungen, die der Weltmeister an seinen Herausforderer stellt, sind dieselben, unter denen er selbst 1927 gegen den Kubaner kämpfte: Im Falle, daß er den Titel hält, 6000 Dollar, im Falle eines Sieges seines Herausforderers 5200 Dollar, alles auf der Goldbasis des Dollar von 1927. Diese Bedingungen des Weltmeisters sind niemals seit seinem Siege 1927 angenommen worden, so daß also der Rückkampf gegen Capablanca nicht ausgetragen werden konnte. Ueber seine nächsten Pläne gefragt, erklärte der Weltmeister, daß er a. Z. mit Hochm wegen Austragung eines Kampfes in Verbindung stehe; im September werde er an dem Jubiläumsturnier zu Plymouth teilnehmen, ferner habe er seine Teilnahme an dem Holländischen Vuro-Turnier zugesagt, welches doppelrundig mit Botvinnik, Capablanca, Cune, Fine, Flohr, Keres, Reshevsky und Aljechin durchgeführt wird.



TIROL mit Kof erlebt



Ein Bildbericht von Fritz Schweizer

Dem Einzelgänger mag es erstaunlich erscheinen, allen aber, die einmal an einer solchen Gruppenfahrt teilgenommen haben, offenbart sich die Stärke des gemeinsamen Erlebens. Aus tastenden Gesprächen formen sich Gruppen von Bergsteigern, von Talwanderern, von Badewüttern oder wohl auch von Stafbrüdern, deren jede ihrer Wege zieht. Dann aber kommt stets wieder das Zusammentreffen zu gemeinsamer Mahlzeit, das Austauschen der Erfahrungen und Erlebnisse, ein aneinanderlebensfreundliches Beraten fest ein, Ansichten und Standpunkte werden ausgetauscht, die Gemeinschaft entsteht. Die Gemeinschaft der vom Almtal geliebten, durch gleiches Erleben einander nahegebrachten Menschen.

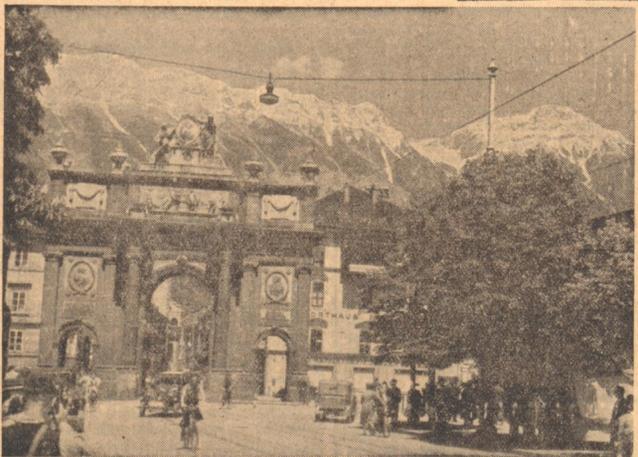
Es sei eigentlich noch gar nicht richtiges Tirol, meinte ein Vielgereister, als ich ihm kundtat, mit Kof, ins Ge-



Wille der Befüher die auf der früheren geringen Frequenz aufgebauete Kalkulation überrannt hat.)

Es mag majestätischere Berge, lieblichere Täler in der weiten schönen Dismark geben. Dieses Tal des Koch aber bei Reutte ist von so charmanter Vielfältigkeit, daß selbst kundige Reisende überrannt waren. Die schneebedeckten Zweitaufender standen so freundlich einladend vor der Türe, daß sofort in jedem der Wunsch zur Abfahrt wurde, einen von ihnen zwischen Frühstück und Mittagessen zu begleiten. (Es blieb bei der Abfahrt, aber sie blieben drum doch unsere guten Freunde, der stolze Thaler, der kahle Säulma und die zerklüftet auftauchende Gernpise.) Zu Füßen der Eisriesen aber luden weithin grüne Matten zum Sonnenbad ein. Burgruinen lockten (wie der trübsale, einstmals die ganze Straße nach Süden überrende Erberer, zu dessen Füßen, wie man stolz berichtet bekam, Hermann Görings Großmutter das Licht der Welt erblickt haben soll), das Besonderen aber waren die braufenden Wasserfälle und die smaragdgrün leuchtenden Seen (auf bezaubernden Fußwanderungen, knapp 1 1/2 Stunden vom Ort, hin und zurück).

Was den Ort selbst betrifft (Reutte in Tirol, 860 Meter hoch, fast 2000 Einwohner), so lebt der größte Teil der Bevölkerung von der dort anfallenden Industrie, die auch in der Krisenzeit sich durchaus konkurrenzfähig hielt (billiger Strom), die Landwirtschaft ist durch das etwas rauhe Klima benachteiligt, Viehzucht herrscht vor, hinzu kommt als weitere Haupterwerbsquelle eben der Frem-



Maxtor in Innsbruck, der Hauptstadt Tirols



Tiroler Landkapelle mit Zwiebeltürmchen

Diet von Reutte, Leermooß und Ehrwald fahren zu wollen. „Außenfern“ heißt das Gebiet, weil es, vom Herzen des Landes aus gesehen, außerhalb des wuchtigen Fernpasses liegt. Indes scheint gerade diese Aufgabe als Vorposten am Norden den dortigen Menschenschlag stark und durchaus eigenständig gemacht zu haben. Sie sprechen eine Art alemannischen Dialekt und waren bis tief ins Mittelalter hinein Glieder reichsdeutscher Herrschaften. Die Zahl der dunkelhaarigen, interessant wirkenden Mischtypen ist gering, die meisten sind blond, das bei der Anzahl oft jene natürliche, strahlende Bülle erreicht, für die man in höheren Großstädten das Element Wasserstoff verantwortlich zu machen pflegt.

Arm sind diese Tiroler des „Außenfern“ nicht. Freilich haben auch sie schwer gelitten unter der Wirtschaftskrisenation der Spätkriegszeit. Der Fremdenverkehr, von dem Orte wie Reutte, Leermooß und andere mehr geradezu leben, war auf den Nullpunkt gesunken. „Ein halbes Dutzend Autos haben afehn herrinnen lebis Koch“, meint treuherzig der Barbier und blickt gleich mir stummend auf die schmale Ortstraße hinaus, wo an diesem Freitagmorgen die Wagen in unabsehbarer Kette durch Vechtal hinauf am Innsbruck streben. Die Hotels sind seit Tagen ausverkauft. Die Preisanalokuna ist in diesen ersten Sommerferienontagen noch nicht ganz vollzogen, aber der Reichsdeutsche, der den Voraus genießt, eine der ersten Urlaubsfahrten in die schöne Dismark mitmachen zu können, tut den Beutel gern ein bißchen weiter auf, um des Erlebnisses dieser Landschaft willen. (Zwischen ist automatisch ein Preissturz eingetreten, nachdem die



denverkehr. Es ist ein durchaus amüsantes Schauspiel, wenn zwischen den Kolonnen modernster Automobile sich Kühe und Ziegen selbstbewußt den Weg in den heimatischen Stall suchen. Ueberrauschend wirkt auf jeden Besucher die schmutzige Sauberkeit der Häuser, wozu der dankbare freundliche Kalkstein viel beiträgt, auf dessen Jahrhunderte überdauerndem Grund sich neben modernistischen Finkeln noch manch alte wertvolle Hausmalerei vorfindet. Je weiter man sich vom Ort entfernt, um so härter herrscht das unwilde, oft noch steinreichliche, tiroler Dach vor. Von fernher ströhen aus allen Dörfern die keltisch anmutenden Zwiebeltürmchen der Dorfkapellen.

„Sperrstunde, biddschön!“ saate eine uniformierte Stimme um Mitternacht. Wir blickten verständnislos auf, bis uns zum Bewußtsein kam, daß hiermit der „Feierabend“ gemeint sei. (Viel zu früh für den, zu annehmlicher Beschäftigung verbellenden, tiroler „Noten“). Und wenn die Kaffeehausmadeln zur Tasse „Schwarzen“ eine „kleine Bäckerei“ anbieten, so kam auch hier das weiche, anheimelnde Wienerisch zum Durchbruch. Ansonsten aber schienen uns all diese wackeren um ihre Güte anfrichtig bemühten Tiroler wie gute alte Freunde und Brüder, die wir nur allzu lange nicht mehr gesehen hatten. So daß es nicht zu verwundern war, daß wir beim frühlich-traurigen Abschied nach unserer vielbekannteren, hell in die klare, sonnenbeschaltete Bergluft hinaus „schmettern“ „Baderland“ ganz spontan und herzlich gemeint das westlich-amerikanische „Wenn i komm, wenn i wiederum komm...“ aus vollem Herzen anstimmten.

Fred Kees